

Der Kunstkenner.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pletsch.

Des Pastors Friedel hat sie
mitgebracht,
Nicht „zum behalten“ etwa,
blos „zum zeigen“,
Drei neue Bilderbogen —
welche Pracht!
Ganz ausgetuscht! und alle
drei sein eigen.

Von Meister Richter, Pletsch
und Thumann schien
Zwar feins zu sein, noch Künst-
lern gleichen Klanges.
In einer Ecke stand: „Aus
Neu-Kuppin,“
Doch Meisterstücke sind es er-
sten Klanges.

Die „Farbengebung“ scheint zwar etwas bunt
Und grell sogar bei solchen edlen Werken;
Doch Peterle versteht es aus dem Grund —
Das kann man schon aus seiner Haltung merken.



Er sieht das Bild mit solchem
Ernst sich an
Und legt sich drauf mit solchem
Kunstverstande,
Daß Franz vom Zaun nur
grad noch sehen kann
Des Bildes Aufschrift: „Eine
Räuberbande.“

Die „Landschaft“ scheint ihm
ganz besonders gut,
Der blaue Wald, die rothen
Felsenzacken;
Das Schönste bleibt des Haupt-
manns Federhut,
Der goldne Säbel und die
rothen Baden.

Dem kleinen Friedel sieht man schon sein Glück
Von hinten an, ganz stolz schaut er hinüber.
Doch hätt' er erst sein Meisterwerk zurück,
Und heil und ganz — mir scheint, es wär' ihm lieber.

Napfkuchen backen.

Von

Johannes Trojan.

Zu einer Zeichnung von Paul Thumann.

Napfkuchen backen ist nicht schwer,
Und Manches doch gehört dazu,
Was sich nicht trifft von ungefähr —
Vor allen Dingen: Seelenruh'.

Dann eine große Sorgsamkeit,
Umsicht und Vorsicht und Geschick,
Erfahrung auch in Sonderheit,
Und außerdem — ein bißchen Glück!

Nicht jeder Boden ist als Teig
Geeignet: einer ist zu hart,



Ein andrer wieder ist zu weich;
Nicht häufig ist die richt'ge Art.

Die Hauptsach' ist das rechte Maß
Von Feuchtigkeit — das macht's allein!
Sonst würde freilich nur ein Spaß
Und keine Kunst das Backen sein.

Was man mit den mis'rathnen macht?
Man stampft sie ein und bäckt sie um,
Bis alle stehn in voller Pracht
Rings um die Bäckerin herum.

Die Heimkehr eines Künstlers.

Erzählung von

Hermann Uhde.

Mit Original-Zeichnungen von Eugen Klimsch.



In einem der gesegnetsten Gaue unseres herrlichen deutschen Vaterlandes liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene, durch welche ein Strom gleich einem Silberbache sich dahin zieht, malerisch die alte Stadt A., deren hohe Thürme — Denkmale reiner Gothischer Baukunst — das Auge schon von fern erfreuen.

Ein Besuch dieser alterthümlichen und romantischen Stadt gehört noch jetzt zu den lohnendsten Ausflügen, obgleich die Zeit auch hier, wie leider an so manchen historisch denkwürdigen Orten, mehr als ein wundervolles Kunstwerk aus den Tagen unserer Väter der Vernichtung hat anheim fallen lassen.

So sah man noch zu Ende der zwanziger Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts in der Hauptkirche zu A. — der nämlichen, welche in stolzem, schlankem Bau das unübertroffene Muster eines reinen und edlen deutschen Styls aufweist — ein großes Gemälde von Meisterhand, das eine Scene aus den Kreuzzügen darstellte.

Eine der Hauptgestalten auf dem an Figuren reichen Bilde war ein hochgewachsener, schöner junger Mann in edler Haltung und voll Entschlossenheit im Ausdruck der feinen, durchgeistigten Züge. Unwillkürlich lenkte sich der Blick des Beschauers auf diese anziehende Erscheinung, und die Theilnahme an derselben wuchs, wenn man erfuhr, dies sei, wie eine alte Ueberlieferung verbürgen wolle, der Maler des Bildes, der seine landschaftlichen Studien zu demselben an Ort und Stelle gemacht, überhaupt in seinen Jugendjahren viele und weite Reisen unternommen habe.

Wer diese Umstände vernahm, unterließ es gewiß nicht, weiter nach dem Maler zu forschen, der hier geboren worden und auch hier gestorben war, nachdem er sich um die Kunst im allgemeinen und um die Ausbildung derselben besonders in seiner Vaterstadt die größten Verdienste erworben. Dieser treffliche Künstler, Willibald Wendelin genannt, hatte in der That ein bewegtes Leben hinter sich, als er — etwa 30 Jahre alt — nach längerer Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückkehrte, wo man

Deutsche Jugend. X.

ihn längst zu den Todten rechnete. Die näheren Umstände der Rückkehr dieses Künstlers nach der Stätte, wo einst seine Wiege gestanden und nach der es ihn lange mit mächtiger Sehnsucht gezeget hatte, sind merkwürdig genug, um unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen; möge ihre Erzählung daher nachstehend folgen. —

Es war am Nachmittag eines regnerischen unfreundlichen Octobertages des Jahres 149*, als trotz der schlechten Witterung Müßiggänger, Gaffer und Neugierige in nicht geringer Zahl vor einem Pfeiler des jetzt ehrwürdigen und altersgrauen, damals aber noch ziemlich neuen Stadthauses standen, um die Inschrift auf einem dort befestigten schwarzen Brette zu lesen, auf welchem Käufe und Verkäufe mit Kreideschrift angezeigt zu werden pflegten, denn öffentliche Blätter hatte man damals und auch viele, viele Jahre später noch nicht.

Auf jenem schwarzen Brette nun las man an dem oben bezeichneten Tage folgende Bekanntmachung:

„Balthasar Wendelin, Kunstmeister der Goldschmiede hiesiger Stadt, benachrichtigt seine Mitbürger, daß er am heutigen Abend in seinem Laden im Wege der Versteigerung einen Verkauf der gesammten Bestände seines Lagers von Goldschmiedearbeiten aller Art abhalten wird. Das Verzeichniß dieser Gegenstände ist zu groß, als daß es hier mitgetheilt werden könnte, doch wird Kauflustigen bereitwillig vorgewiesen, was sie zu sehen wünschen. Die Versteigerung beginnt am heutigen Tage, Nachmittags fünf Uhr.“

Während die vor dieser Bekanntmachung versammelte Menge von Bürgern der Stadt — meist guten Bekannten des Goldschmieds Balthasar Wendelin — über den Inhalt der oben mitgetheilten Worte theilweise laut und heftig Rede und Gegerede wechselte, trat ein stattlicher junger Mann herzu, den man der Pracht und dem Schnitte seines pelzverbrämten Gewandes zufolge für einen begüterten Fremden halten mußte. Kaum hatte auch er jene Bekanntmachung gelesen, als er in sichtliche Bewegung gerieth. „Wie?“ rief er aus, „der reiche Goldschmied

Balthasar Wendelin räumt sein großes, weitberühmtes Lager? Die schönsten Erzeugnisse seiner edlen Kunst sollen unter den Hammer kommen? Unmöglich! Was für ein trauriges Geschick hätte ihn in diese harte Nothwendigkeit versetzt?"

"Ihr scheint hier fremd, Herr!" gab einer der Umstehenden dem Sprecher zur Antwort, und als der junge Mann wiederholt rasch mit dem Kopfe nickte, fuhr jener — ein wackerer einheimischer Handwerksmann, seiner Tracht nach ein Küfer — mit berebter Zunge fort: „Nun, seht Ihr, deshalb wißt Ihr nicht, daß Meister Wendelin große und schwere Opfer gebracht hat, um das Handelshaus seines Schwiegersohns zu stützen, welcher bis vor Kurzem einer der reichsten



und angesehensten Kaufherren der alten Hansestadt Lübeck war und dessen Schiffe auf allen Meeren kreuzten. Aber bei diesem hieß es leider: „wie gewonnen, so zerronnen;“ er ließ sich in weitausgehende gewagte Geschäfte ein, nicht bedenkend, daß ein Mann von redlichem Fleiß, wenn er nur stetig und sorgsam den mühevoll erworbenen Groschen achtet, am Ende sicherer zum Ziele eines geregelten Wohlstandes kommt, als der tollkühne Waghals, der in der Hoffnung auf einen großen Gewinn all sein Gut an ein zweifelhaftes Unternehmen setzt. So ist es denn auch dem einst so reichen Lübecker Handelsherrn ergangen wie schon Manchem, der plötzlich mit Einem Schritte und mühelos zu Reichthum gelangen wollte: seine Berechnungen schlugen fehl, und zwar so vollständig, daß der in seinen Hoffnungen betrogene, verzweifeln-

Mann mit Hinterlassung einer gewaltig großen Schuldenlast landsflüchtig wurde.“

„Entsetzlich!“ murmelte der Fremde, der die Erzählung des Küfers mit gespannter Aufmerksamkeit anhörte. Dieser fuhr fort: „Um nun den Namen seiner geliebten Enkelkinder in makelloser Reinheit ehrlich wieder hinzustellen, trennt sich der greise Meister heute von seinen Kleinodien, so sauer ihm das auch werden mag, denn seine Kunstwerke bilden den Stolz und die einzige Freude seines Alters.“

„Die einzige, sagt Ihr?“ versetzte der Fremde. „Warum die einzige?“

„Ach,“ lautete die Antwort des augenscheinlich gut unterrichteten und gern erzählenden Gewährsmannes, der nun mit dem Unbekannten einige Schritte seitwärts trat. „Balthasar Wendelins Haar ist vor der Zeit gebleicht, denn während der letzten Jahrzehnte hat der wackere Alte gar zu vielen häuslichen Kummer gehabt! Seine gute, nun auch längst verstorbene Hausfrau schenkte ihm drei Söhne und eine Tochter, diese letztere steuerte der Vater sehr stattlich aus und gab sie, wie gesagt, jenem Lübecker Kaufherrn zum ehelichen Gemahl; die beiden ältesten Söhne aber traten in fürstliche Dienste, einer in Baiern, der andere bei dem Herzog von Weimar. In einer schnellen und glänzenden Laufbahn haben sie ihren alten Vater ganz und gar vergessen; ja, sie schämten sich seines schlichten bürgerlichen, aber ehrenvollen Namens und vertauschten denselben in falscher Prunksucht mit einem stolzer klingenden Adelstitel. Als ob nicht auch unter dem bürgerlichen Wamme ein edles Herz schlagen könnte!“

Der Fremde hatte die letzten Worte überhört. In Gedanken verloren, starrte er vor sich hin; endlich fuhr er auf: „Aber des Meisters dritter Sohn? Ihr spracht von drei Söhnen!“

„Willibald“ — sagte der Handwerker zögernd — „(denn so hieß Meister Balthasars jüngster Sohn) Willibald wollte ein Maler werden — und zwar ein Maler, wie man sie in Welschland findet; Ihr habt wohl von den berühmten Meistern gehört. Nun, berühmt zu werden, gleich diesen — das war des kleinen Willibald Wendelin stete Rede, aber der Vater widersetzte sich diesen Absichten seines Sohnes, denn er achtete die Malerkunst wenig. „Es giebt keine edlere Kunst als die alte Goldschmiedekunst,“ sagte er, du sollst Goldschmied werden wie ich, und später einmal mein Werk fortführen.“

Und als Willibald heranwachsend oft Tage lang seinen ersten Versuchen mit dem Kohlenstifte nachhing, endlich immer dringender nach Pinsel, Palette und Leinwand verlangte und seinen entschic-

benen Willen bekundete, Maler werden zu wollen, da donnerte einst der Vater ihn an: „Willst du nicht gehorchen, so sollst du mir fort aus dem Hause. Einen Farbenflecker will ich nicht zum Kinde haben!“ Als der Sohn aber trotz der entschiedenen Weigerung des Vaters auf seinem Willen beharrte, kam es dazu, daß der Alte ihn zwingen wollte, in seine Werkstatt einzutreten. —

„Und was geschah?“ fragte der Unbekannte hastig und aufgereggt.

„Tags darauf — war Willibald Wendelin verschwunden. Darüber sind nun wohl an die sechszehn oder achtzehn Jahre verstrichen; man hat in unserer ehrsamten Stadt nie wieder von ihm gehört. Ob er noch lebt oder ob er todt ist — ob er vielleicht unter die Landsknechte oder auf ein Schiff der Hansa gegangen sein mag — Niemand weiß es; Keiner hat darüber je Auskunft gegeben.“

Während der letzten Worte des Sprechers entstand ein Laufen, Rennen und Gedränge; alles strömte nach einer bestimmten Richtung. Auch der Fremde und sein redseliger Freund folgten dem allgemeinen Zuge, der sich dem wohlbekannten Laden des Meisters Balthasar Wendelin zuwandte, denn die Stunde der Versteigerung war gekommen; ein Schwarm von Gassern, Kennern, Liebhabern, Kauflustigen und müßigen Neugierigen wälzte sich herbei, — die Thüren des Goldschmiedehauses öffneten sich weit, und nach kurzer Vorbereitung begannen die öffentlichen Ausrufer eintönig ihr Geschäft.

Kunstreich verzierte Teller, Schüsseln, Kannen, Becher, Trinkgeschirre, Tafelaufsätze und schön gearbeitete Geräthe aller Art standen wohlgeordnet da, um feil geboten zu werden; auch sah man eine Menge edler Steine und werthvoller Schmucksachen. Die letzteren kamen zunächst an die Reihe und waren bald zu guten Preisen verkauft; alsdann wurden die eigentlichen Meisterstücke des berühmten Goldschmieds herbeigetragen, welche sämmtlich mit staunenswürdigem Fleiße und eben so großer Kunstfertigkeit gearbeitet waren. Da sah man Kelche mit Reliefs meist nach Erzählungen der Bibel, Monstranzen, Statuetten, kunstvollen Zierrath aller Art und kostbares Geschmeide in der geschmackvollsten Fassung — alles in schwer zu erreichender, kaum zu übertreffender Vollkommenheit.

So lange noch die gewöhnlicheren, minder bedeutenden Stücke aus seinen Vorräthen zur Versteigerung gekommen waren, hatte der greise Meister Balthasar Wendelin in einem großen Lehnstuhle still in einer Ecke des Ladens gesessen. Als aber die Ausrufer, in ihrem Geschäfte fortjährend, die kost-

lichsten Erzeugnisse seiner Hände, — unter diesen solche, denen er nebst vielen andern, die man in Klöstern, Kirchen und Herrenhäusern fand, seinen ganzen Ruf als geschickter Meister verdankte, — in marktstreuer Weise unter platten Lobeserhebungen Kauflustigen anzupreisen begannen: da konnte der alte Mann seine tiefe, schmerzliche Erregung nicht länger unterdrücken; jählings sprang er auf, und wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, ging er um seine Schätze immer im Kreise herum, wie eine Mutter um die Wiege ihres kranken Kindes. Dabei durchslog ein krampfhaftes Zittern seinen Körper, und seine Augen bohrten sich gleichsam in die Kunstwerke ein, welche ihrem Schöpfer nun entrisen werden sollten.

„Sechs getriebene Becher von feinem Golde!“ schallte jetzt die heisere Kehle eines der Ausrufer in gleichgültigem Tone.

„Sechzig Goldgülden!“ rief eine Stimme. „Sechshundert!“ schallte es kurz und fest aus einem Winkel des Zimmers.

„Siebenhundert!“ — „Acht Hundert!“ hörte man in kurzen Pausen.

„Zweitausend Goldgülden!“ ertönte jetzt plötzlich die nämliche Stimme, welche vorhin das zehnfache des ersten Einsatzes geboten hatte. Allgemeine tiefe Stille antwortete diesem Rufe; niemand wagte, mehr zu bieten. Die kostbaren Becher wurden bei Seite gestellt und mit einem Pergamentstreifen versehen, auf dem das Wort „Verkauft“ und eine Nummer zu lesen war.

Meister Balthasar athmete kaum; seine Brust war wie zugeschnürt, sein Gesicht bleich und fahl. Seine Kniee erbeben; dennoch blieb er, mit der Hand auf den Tisch sich stützend, aufrecht neben dem Beamten stehen, welcher die Meistgebote, welche gethan wurden, auf einem Täfelchen vermerkte. Nach und nach kam eine überaus bedeutende Summe zusammen — endlich war Alles verkauft. Als das letzte Stück unter den Hammer kam, warf der greise Goldschmied einen trüben Blick um sich her, ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, eine Thräne schlich ihm die Wange hinab und fiel in seinen weißen Bart. Der schrecklichste Augenblick für den alten Mann nahte sich, nämlich derjenige, in welchem alle diese Kostbarkeiten, die zum Theil mit ihm alt geworden und doch unverwüßlich neu und schön geblieben waren, — die in seinen Augen gleichsam Schutzgötter seines Hauses bildeten und von denen jedes einzelne Stück seine Geschichte hatte, — für immer hinausgetragen und fortgeschafft werden sollten.

„Ich bitte um Angabe der Namen aller Käufer

der letzten siebenundzwanzig Nummern!" schnarrte einer der Beamten.

"Es ist nur Ein Käufer" entgegnete der Mann mit dem Täfelchen. „Er hat erstaunlich hohe Gebote gethan,“ fuhr er mit einer etwas misstrauischen Miene fort, indem er seine Aufzeichnungen mit einem Blicke überfleg; „er möge kommen, sich über seine Person ausweisen und seine Einläufe bezahlen.“

In dem Halbdunkel jenes Winkels, aus welchem zum wachsenden Erstaunen der Anwesenden ein sehr hohes Gebot nach dem anderen erschollen war, entstand ein Gedränge; man wich zur Seite vor einem stattlichen Manne in der Blüthe seiner Jahre,

Mann einen schweren ledernen Beutel auf denselben nieder. „Hier das Geld!“ sagte die zuvor beim Bieten so kräftige Stimme jetzt leise und bebend; „zählt nach, ich bitte!“

Der Beamte, an den diese Worte gerichtet waren, verneigte sich tief. „Sehr gut, edler Herr!“ antwortete er; „doch zuvor muß ich Euch um Euren Namen bitten. Er muß in die Verkaufslisten eingetragen werden; so will es das Gesetz.“

Der Unbekannte zögerte mit der Antwort. „Schreibt . . .“ sagte er endlich, während der greise Goldschmied angstvoll jedem seiner Worte lauschte, immer vor dem Augenblicke zitternd, wo der Fremde



der nun zu den Verkaufstischen trat. Sein Gesicht war sanft und einnehmend gebildet; lange blonde Locken umrahmten das edle Haupt und stoffen in Eins zusammen mit dem krausen kurzen Vollbarte. Eine barettartige Sammetkappe bedeckte den Kopf. Die Kleidung des Mannes war kostbar und nach dem neuesten Schnitt. Als er sich Bahn brach durch die Menge, streifte die pelzverbrämte Schaubе sich etwas zurück von den kräftigen Schultern, so daß man gewahrte, wie eine schwere goldene Kette — mit dem Bildnisse eines Fürsten auf der daran hängenden großen Schaumünze — sich ihm um den Nacken schlang.

Unschwer erkennen wir in dieser stattlichen Erscheinung den Fremden wieder, welcher kurz vor dem Beginn der Versteigerung mit dem Meister Käufer sich über Balthasar Wendelins Schicksale unterhalten hatte.

Vor den Verkaufstisch tretend, legte der junge

sein neu erworbenes Eigenthum fortschaffen lassen mußte, — „schreibt — Willibald Wendelin, Meister Balthasars Sohn!“

Diese Worte des Fremden wirkten auf den alten Mann wie ein Donnerstreich. Rasch trat er auf den Sprecher zu und starrte ihn einen Augenblick sprachlos an, dann sank er ihm mit dem Schrei an die Brust: „Willi, mein guter Willi — bist du es denn wirklich, den ich da in meinen Armen halte? O mein Sohn, fest will ich dich an mein Herz drücken und nimmer von dir lassen! Du hast deinen alten Vater nicht vergessen — du grollst ihm nicht mehr?“

„Ich — meinem treuen Vater grollen?“ rief Willibald tief bewegt; „um Verzeihung muß ich Euch bitten, daß ich Euch durch meine Widersegligkeit, meine Flucht und die lange Entfernung vom Vaterhause Kummer bereitet habe! Aber ich rechne auf die Liebe und das versöhnliche Herz eines

Vaters; diese beiden rufe ich an, sie seien meine Fürsprecher!"

"Eines solchen bedarfst du nicht," entgegnete Meister Balthasar, den Wiedergefundenen abermals an seine Brust ziehend; „laß uns schweigen über die Vergangenheit, alles sei zwischen uns vergeben und vergessen."

"Junge Leute täuschen sich gar oft bei der Wahl ihres künftigen Lebensberufes," erwiderte der Sohn mit ernster Stimme; „sie müssen erst beweisen, daß sie zu den Auserwählten gehören, ehe man sie selbständig gewähren läßt. Wohl wart Ihr strenge gegen mich, mein Vater; aber diese Strenge war auf den weisen Gedanken gestützt, daß ein tüchtiger Goldschmied oder Handwerksmann, der emsig und pflicht-treu im kleinen Kreise segensvoll wirkt, mehr werth sei als ein mittelmäßiger Maler, der es zu nichts Tüchtigem bringt. Ihr wart also ganz in Euerm Rechte, mein Vater — aber gesteht auch, daß ich ein wenig in dem meinigen gewesen bin, als ich dem Rufe meiner inneren Stimme folgen wollte." Bescheiden fuhr er fort: „Des deutschen Kaisers glorreiche Majestät hat mir manchen ehrenvollen Auftrag erteilt, durch seine fürstliche Unterstützung habe ich zu meiner Ausbildung weite Reisen — sogar über das Meer, nach dem fernen heiligen Lande — unternehmen können; doch immer war mein Sinn und Gedanke daheim bei Euch und bei meinen lieben Mitbürgern, die ich auch in der Fremde nie vergaß. Denn wie soll ein Mann Liebe zum großen deutschen Vaterlande hegen, wenn er nicht zuerst in Treue und Dankbarkeit an jener Scholle hängt, wo seine

Wiege stand? Darum sehnte ich den Augenblick herbei, in welchem ich vor Euch, mein Vater, hintrreten und Euch sagen konnte: Ich habe Euch, ich habe meiner Vaterstadt keine Schande gemacht — nehmt mich wieder auf und laßt mich froh der Eure sein! Wollt Ihr?"

Ein stürmischer Jubelruf der Anwesenden, an welche diese Worte halb und halb mitgerichtet waren, wurde laut, begeistert drängten Alle sich herbei, um Vater und Sohn herzlich zu beglückwünschen. Von der Bersteigerung war nun keine Rede mehr; „meine Kunst" erklärte Willibald, „war einträglich genug, um mich in den Stand zu setzen, Euch mein Vater, Eure Lieblingsstücke zurückzukaufen und einen ruhigen Lebensabend zu bereiten."

„Gesegnet seist Du, mein geliebtes Kind!" rief der Greis unter Thränen, indem er seinen Sohn innig auf die Stirn küßte, „und gesegnet sei die Stunde deiner Heimkehr. Du hast heute bewiesen, daß der Mann von großen, gottbegnadeten Gaben und der edle Mensch in Dir vereinigt sind. So sollte es immer sein, immer sollte ein von der Vorsehung dargeliehenes Pfund nur zu den edelsten, den höchsten Zwecken angewendet werden."

— Dem mit diesen Worten ausgesprochenen Grundsatz seines greisen Vaters blieb Willibald Wendelin treu, so lange er lebte; der Hauptkirche seiner Vaterstadt aber machte er, zur Erinnerung an seine Heimkehr nach jahrelanger Entfernung, später jenes Bild zum Geschenk, auf dem sich der wackere Künstler selbst als Reisender darstellte.

Das Gewitter.

Von

Julius Sturm.

Die Blume kann den Kelch nicht tiefer neigen,
Kein Lüftchen regt sich mehr, die Vöglein schweigen,
Und nur am Rain die kleine Grille zirpt,
Daß nicht des Lebens letzter Laut erstirbt.

Die Sonne sicht, es sieht mit fahlem Rande
Die Wetterwolke drohend überm Lande,
Der Landmann tritt bedenklich vor sein Haus,
Und ängstlich löscht sein Weib das Feuer aus.

Ein Windstoß jekt, ein Blitz, ein fernes Grollen,
Und näher schon hört man den Donner rollen,

Der ganze Himmel steht in heller Gluth —
Ein Tropfen jekt — und nieder rauscht die Fluth.

Doch sieh! schon hat das Wetter sich verzogen,
Am Himmel glänzt der siebenfarb'ge Bogen,
Die Luft ist frisch und würzereich ihr Hauch,
Das Vöglein singt, es tropft von Baum und Strauch.

Der Landmann spricht: „Das war ein reicher Segen,
Zur rechten Zeit kam unsrer Flur der Regen,“
Und eilt hinaus, um nach der Saat zu sehn,
Und sieht im Geist das Feld voll Farben stehn.



Zur Erinnerung an Alois Senefelder.

Von

J. Stieser.

Mit einem Portrait nach Franz Hanfstängel.

Nachdem wir nun in der Lage sind, Hanfstängels wohlgetroffenes Bildniß seines unvergeßlichen Meisters Alois Senefelder — des Erfinders der Litografie (Steindruck) unsern Lesern mittheilen zu können, halten wir uns verpflichtet, dem Andenken des hochverdienten Mannes hier noch einige Worte zu widmen, obgleich wir bereits in einem früheren Bande (dem zweiten,) eine ausführlichere Biografie desselben gebracht haben.

Tausende verdanken seiner Erfindung ihren Wohlstand; zahllose Gegenstände, die zur Verschönerung und Annehmlichkeit unsres Lebens beitragen, nicht nur auf dem Gebiete der Kunst und der Wissenschaft, sondern auch auf dem des täglichen Gebrauches, geben Zeugniß von dem hohen Werth und der vielseitigen Bedeutendheit derselben.

Er selbst aber, der Erfinder dieser nun über den halben Erdkreis verbreiteten Kunst, hatte es niemals zu einem behaglichen, sorgenlosen Dasein gebracht. Mit eifernem, unermüdllichem Fleiße und der selbstlofesten Hingebung verfolgte er sein Ziel, immer voll freudiger Hoffnung, dabei nicht selten darben, während Andere schon die Früchte ernteten,

die er gesät. Er war nahe daran, wie er selbst berichtet, „um nur den nöthigsten Unterhalt zu erwerben, bei einem seiner früheren Lehrlinge um Arbeit nachzusehen.“

Sein Leben war eine Kette von getäuschten Hoffnungen, und eine schmerzliche Enttäuschung war es denn auch, die ihn zuerst in die Bahn gedrängt, auf der er so Großes geleistet hat.

Der Sohn eines hochgeachteten und gefeierten Schauspielers an der Münchner Bühne, hatte Senefelder von Kindheit an keinen andern Wunsch und Plan, als sich auf der gleichen Laufbahn Ruhm und Ehren zu erwerben. —

Als aber der kluge Vater, der einerseits die Schattenseiten dieses Berufs gar sehr empfunden, andererseits erkannt haben mochte, daß Alois die erforderlichen Anlagen dazu fehlten, ihm dieß nicht gestattete, sondern ihn auf die hohe Schule nach Ingolstadt schickte, da versuchte er sich als dramatischer Dichter. Der Erfolg dieser Jünglingsarbeit hatte in dem für kühne Hoffnungen so empfänglichen Gemüthe des jungen Dichters goldene Zukunftssträume erweckt, die aber nur gar zu bald an der rauhen

Wirklichkeit scheiterten. Die Schwierigkeit einen Verleger zu finden für seine Dichtungen, brachte ihn auf den Gedanken dieselben selbst zu drucken. Aber wie? — Wohl hatte er sich in einer Buchdruckerei die nöthigen Kenntnisse im Setzen und Drucken erworben, — aber er vermochte nicht das Geld aufzubringen, um eine Presse und Lettern kaufen zu können. „Hätte ich damals das nöthige Geld gehabt, um mir eine kleine Buchdruckerpresse, Lettern und Papier zu kaufen,“ schreibt er in seiner Selbstbiografie, „so wäre wohl der Steindruck nicht so bald erfunden worden.“ —

Es sollte also etwas Andres zu gleichem Zwecke erdacht werden. Unter Mühsal und Nahrungsorgen machte nun Senefelder Versuch um Versuch; unermüdet übte er sich, spät und früh, — und wohl gar manche lange Nacht hindurch bei dem spärlichen Lichte einer Talgkerze, — im Nachahmen der Druckschrift und zwar verkehrt, wie es zum Abdrucken erforderlich war. Eine Kupferplatte, — die einzige, die er besaß und zu diesen Versuchen benützte, war durch wiederholtes Abschleifen zu seinem Schreck bald so dünn geworden, daß, nachdem ein dazu außersehner alter Zinnteller seiner Mutter sich nicht als tauglich erwiesen, er zuletzt es mit einem Stück Kellheimer Stein versuchte, den er bisher nur zum Farbenreiben verwendet und nun durch einen Ueberzug von Wachstinte für seine Schreibübungen zugerichtet hatte. Während er eines Tages eben auch damit beschäftigt war, hieß ihn seine Mutter eilig den Wäsche-Zettel schreiben. Aber kein Blättchen weißes Papier war in der Wohnung des Dichters zu finden, und seine Tinte fest eingetrocknet; so schrieb denn Senefelder das Verzeichniß mit chemisch bereiteter Farbe, einer aus Wachs, Seife und Ruß bereiteten Tinte, auf den Stein, um es später auf Papier zu kopiren. Diese Zufälligkeit führte ihn zuerst auf die richtige Spur. Denn als er die Schrift wieder wegwischen wollte, kam es ihm plötzlich in den Sinn zu versuchen, was wohl geschehen möchte, wenn er den Stein mit verdünntem Scheidewasser äße. Der Erfolg dieses Versuches war überraschend. Die Säure hatte eine dünne Schicht des Kalksteines fortgeätzt, aber die Züge der Wachstinte nicht anzugreifen vermocht. Diese standen vielmehr nun erhöht, als ganz flache Lettern, auf dem Stein, und gaben nun einen allerdings noch undeutlichen Abdruck, aber die wesentlichste Erfindung des Steindrucks war damit gemacht. Jeder folgende Versuch diente zur Vervollkommnung des Verfahrens. Abermals jedoch fehlte es an dem Nöthigsten um diese

Entdeckung zu verfolgen und zu verwerthen. Der Ausweg, den Senefelder ergriff, um sich die Mittel dazu zu verschaffen, ist zu charakteristisch, als daß wir ihn hier unerwähnt lassen dürften. Er bot sich an, für die Summe von 200 Gulden als Einstands-Mann einzutreten auf 6 jährige Dienstzeit, während welcher er hoffte durch Studium und Experimentiren seine Erfindung noch fördern, und nach Ablauf derselben dann ganz dafür leben zu können. So zog er denn alsbald mit einem Transport Rekruten nach Ingolstadt. So sauer ihm die erste Nacht in der Kaserne geworden, vernahm er doch tiefbetrübt, daß er als untauglich zurückgewiesen sei. Traurig wanderte er heimwärts, entschlossen Erfindung und Schriftstellerei in Gottes Namen aufzugeben, und als Drucker um Taglohn arbeitend sein Brod zu verdienen. Da brachte ein altes, schlecht gedrucktes Notenblatt, das er in einem Kramladen unterwegs bekommen hatte, — ihn auf den Gedanken, ob nicht die Erfindung für den Notendruck zu verwenden sei und ein Musikalienhändler die Probe damit machen und ihm dazu ein kleines Darlehen geben möchte. — — Damit begann denn auch wirklich die Verwerthung und Verbreitung der Litografie; — allerdings in sehr beschränktem Maaße und unter Mühseligkeiten und Schwierigkeiten aller Art. — Endlich schien sich wohl der Horizont etwas zu lichten; Senefelder erhielt ein Privilegium für ganz Baiern, und bald darauf eine Einladung des bekannten Musikalienhändlers André in Offenbach, um dort eine litografische Anstalt zum Notendruck einzurichten, unter den günstigsten Bedingungen. Nachdem dieß ins Werk gesetzt war, wurde er von demselben zu gleichem Zwecke nach London geschickt, wo er sieben Monate verweilte, und ging von dort nach Wien. — Daß unter diesen Umständen Senefelder doch fast immer in Geldverlegenheit und mißlichen Verhältnissen sich befand, hatte wohl in erster Reihe seinen Grund darin, daß er nicht nur, wie er selbst ganz richtig sagte, — „den Eigennutz nur dem Namen nach kannte,“ — sondern in seiner übermäßigen Gutmüthigkeit auch Andersdenkenden reichlich Gelegenheit gab, ihn auf alle Weise zu mißbrauchen und zu schädigen. Dabei war er allerdings auch kein Kind des Glückes. Der so vortheilhafte Vertrag mit André löste sich in Folge eines unseligen Mißverständnisses; die Unternehmungen in Wien blieben weit hinter den gehogten Erwartungen zurück, obgleich dieselben durch die neue Erfindung des Rattendrucks aufs höchste gesteigert waren, und so beschloß denn Senefelder wieder nach München zurückzukehren. Er verkaufte seinen Antheil an einem

Musikalien-Geschäft für 600 fl.; als er aber diese Summe erheben wollte, bedeutete man ihm, daß einer seiner Freunde, den wir vielfach in seiner Lebensgeschichte angeführt finden, bereits 550 fl. davon herausgenommen, — er daher nur noch 50 fl. zu bekommen habe.

„Das schmerzte mich allerdings sehr,“ — schreibt er darüber, — „aber ich tröstete mich eben damit, daß Herr von M. . . mir sagte, es sei andern Erfindern auch nicht besser ergangen, sie hätten, samt ihren ersten Unterstützern, nie einen wahren Nutzen von ihrem Unternehmen gehabt.“ — Keine weitere Klage, kein bittres Wort, kein Groll! Kärmer als er fortgezogen, kam Senefelder in die Heimath zurück, wo überdies, durch Namensverwechslung, eine ihm zuge dachte Stelle seinem jüngeren Bruder verliehen worden war. So kamen dann wieder schwere, sorgenvolle Tage, während bereits seine Erfindung zu den verschiedensten Zwecken verwerthet wurde, was Senefelder so sehr erfreute, daß er bisweilen, wie er sagte, seine eigne Noth ganz darüber vergaß. Nachdem es jedoch zur Kenntniß des Königs gelangt war, daß die dem Erfinder zuge dachte Stelle samt den bedeutenden damit verbundenen Aufträgen irrigerweise an seinen Bruder Theobald überwiesen worden, wurde Senefelder zum Inspector der Litografie beim Steuerkatakster mit einem Jahresgehalt von 1500 Gulden ernannt. Er schritt nun zur Vollendung und Herausgabe seines „Lehrbuches des Steindruckes, welches zugleich seine Lebensgeschichte enthält, und so großes Aufsehen erregte, daß es, kaum erschienen — fast in alle lebenden Sprachen übersetzt wurde. Daß Senefelder standhaft jedes Honorar von den Uebersetzern mit dem Bemerkten zurückwies: „das Buch gehöre der Welt, dafür habe er es ja geschrieben,“ obgleich er das Geld hätte sehr wohl brauchen können, kennzeichnet wiederholt den Mann, „der den Eigennuß nur dem Namen nach kannte.“ Die Auszeichnungen, die ihm für seine Arbeit zu theil wurden, — vom Könige, Ludwig L, die goldne Medaille des Verdienstordens und 1000 Gulden in Geld — ein neues Privilegium vom Staate — kostbare Demant-Ringe von dem Kaiser von Rußland und dem Könige von Sachsen, — eine schwere goldne, eigens auf ihn geprägte Denkmünze von der englischen Regierung und Andros, erfreuten ihn als Zeichen endlicher Anerkennung wohl sehr; mehr aber als Alles beglückte ihn, daß sich immer mehr talentvolle junge Künstler der Litografie widmeten, deren Fortbildung und Vervollkommnung ihm dadurch gesichert schien.

Er interessirte sich aufs lebhafteste für ihre

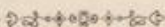
Leistungen, besuchte sie fleißig, unterwies und corrigirte sie eingehend und liebevoll, und verweilte oft lange unter ihnen, indem er dann mit Vorliebe Anekdoten oder seine eignen Erlebnisse erzählte, dabei aber immer sich glücklich pries, doch so viel erreicht zu haben, voll Dank gegen Gott und König. Da baten ihn dann wiederholt die Schüler, sich doch zeichnen und sein Bild durch Steindruck vervielfältigen zu lassen; — Senefelder aber wies diese Zumuthung jedes Mal auf das entschiedenste zurück. Nur durch unablässiges Bitten und Zureden hatte ihn ein Jahr vorher der Kunsthändler Sachse aus Berlin dazu gebracht, sich für ihn in Oel malen zu lassen. Er überschnitt ihm das Bild mit den Worten: „nach dem allgemeinen Urtheil soll es mir sehr ähnlich sein;“ mit unverkennbarer Genugthuung aber versicherte er den Freunden, — es sei nicht ähnlich. „Es ist ein Aberglaube,“ sagte er, „ich weiß es wohl, aber ich kann ihn nun einmal nicht mehr loskriegen: sobald ein ähnliches Bild von mir existirt, muß ich sterben.“ — Man bekämpfte natürlich diesen Wahn mit Ernst und Scherz. „Das Gleiche habe ich meiner guten Mutter wohl hundertmal selber gesagt, die denselben Aberglauben hatte,“ erwiderte Senefelder, „endlich brachte ich sie mit vielem Bitten doch dazu sich zeichnen zu lassen. Das Bild war sprechend ähnlich, — meine Mutter aber, bis dahin eine kerngesunde Frau, war nach acht Tagen — eine Leiche.“ — Wenn dieser eigenthümliche Zufall auch einigermaßen Senefelders Abneigung erklärt, — so vermochte er doch nichts gegen den lebhaften Wunsch seiner Freunde und Verehrer, ein wohlgetroffnes Bild des edlen Meisters zu besitzen und der Nachwelt zu vererben. So beschloß man denn durch List zu erreichen, was durch Bitten und Vorstellungen nicht zu erlangen war. Die Schüler verabredeten, bei Senefelders nächstem Besuch im Atelier sollten einer oder zwei von ihnen ihn zum Erzählen veranlassen, und seine Aufmerksamkeit in solcher Weise in Anspruch nehmen, daß inzwischen, von ihm unbemerkt, Hansstängel, den die Mitschüler dazu ausersehen, ihn zeichnen könne. Die Sache gelang, und in wenigen Tagen war ein vollkommen ähnliches Bild nahezu fertig. Zur letzten Vollendung aber sollte Senefelder nun doch wirklich sitzen; man griff zu einer neuen List um ihn nicht zu beunruhigen. Eine zweite, durchaus nicht ähnliche Zeichnung wurde gemacht, und Senefelder, als er eines Tages eben besonders guter Laune war, wie zufällig in die Hand gespielt. Die Mitschüler neckten Hansstängel zum Scheine über den mißlungenen Versuch, und dieser bat den Meister ihm nur ein

wenig zu sitzen, damit er das Bild vergleichen und die Fehler andeuten könne. Vollkommen beruhigt durch die Unähnlichkeit des ihm vorgezeigten Bildes, willfahrte Senefelder lachend der Bitte; kaum aber hatte er unter heiteren Gesprächen eine halbe Stunde gegessen, als er erklärte, er fühle sich so unwohl, daß er heimgehen müsse. Zwei seiner Schüler begleiteten ihn nach Hause, wo er sich freundlich von ihnen verabschiedete, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Wenige Tage später brachten die Zeitungen — welsch ein erschütternder Zufall! denn ein solcher war

es natürlich nur — folgende Nachricht: „München hat einen großen Verlust zu beklagen, — Moys Senefelder, der verdienstvolle Erfinder des Steindruckes, ist am 26. Februar nach kurzem Krankenlager gestorben.“

Hansstängels Bild, das selbe, das wir hier an der Spitze dieser Zeilen unsren Lesern bieten, war glücklich vollendet, und hat uns und der fernern Nachwelt die Züge des edlen Mannes aufbewahrt, dessen Erfindung der ganzen Menschheit zum Segen geworden, und dessen Andenken denn auch gesegnet sei für alle Zeiten. —



Langobardische Geschichten.

Von

Ferdinand Bähler.

IV.

3. Wie Bertarid den Nachstellungen Grimoalds entging.



rimoald war, wie man schon aus der ersten Waffenthat seiner Kindheit hatte ahnen können, ein ungemein kriegerischer und in allem ausgezeichnete Mann. Fünfundzwanzig Jahre hatte er über die Samniter regiert, als ihm das Schicksal den Weg zu noch höherer Macht und Ehre bahnte.

Es war nämlich der König der Langobarden Aripert gestorben und hatte das Reich seinen zwei Söhnen Bertarid und Godebert hinterlassen. Durch Anreizung schlechtgesinnter Menschen kam bald Zwietracht zwischen beiden Brüdern auf, und ihre Feindschaft wuchs zuletzt zu dem Maße, daß einer den andern von der Regierung zu verdrängen suchte.

Godebert rief den Herzog Grimoald um Beistand gegen seinen Bruder an. Grimoald ließ sich dazu gern bereit finden und zog mit einer auserlesenen Schaar seiner Beneventer herbei. Als er aber an Ort und Stelle sah, wie die Sache stand, ließ er denen gern Gehör, die ihm vorstellten, wie es doch am besten sei, das Königthum der Langobarden käme wieder in Eine Hand; von den feindseligen Brüdern aber taue weder der eine noch der andere dazu, da sie unerfahrene Jünglinge seien, und das Land brauche einen König wie ihn, der reif an Alter, mächtig und klug im Rathe sei.

Da griff Grimoald zu und riß das Reich an

sich, Godebert fiel durch seine Hand. Bertarid entfloß zu den Awaren.

Aber es erging dem Grimoald, wie es jedem ergeht, der sich mit Unrecht in fremden Besitz setzt. Weil das Sprichwort mit Recht anrath: Thue recht und scheue niemand, so war Grimoald von nun an sich bewußt, daß er den zu scheuen und zu fürchten habe, dem er Unrecht gethan. Bertarid war wohl der Krone verlustig worden, ein machtlos flüchtiger Mann, aber er hatte noch viele treue Herzen im Lande. Darum fürchtete sich Grimoald vor ihm.

Als er nun erfuhr, daß Bertarid bei den Awaren Aufnahme gefunden, beschickte er ihren König, welchen sie Rakan nannten, und ließ ihm sagen: so lange er dem Bertarid in seinem Reiche Aufenthalt gewähre, könne von Frieden zwischen ihm und den Langobarden keine Rede sein.

Der Rakan war über diese Botschaft sehr erschrocken. Er rief den Bertarid vor sich und sprach zu ihm: Gehe, wohin du willst, in meinem Reiche kann ich dich nicht länger leiden; denn ich bin nicht gesonnen, um deinetwillen mit den Langobarden Krieg zu haben.

So blieb dem armen Bertarid nichts übrig als nach Italien zurückzukehren; und da er gehört hatte, daß Grimoald von edelmüthiger Gesinnung sei, entschloß er sich um so eher zu dem, wozu ohnehin die Noth ihn drängte.

In der Stadt Lodi angekommen, schickte er Hunulf seinen Getreuen an Grimoald ab, um ihm

seine Ankunft zu melden. Hunulf kam zum Könige und meldete ihm, daß Bertarid im Vertrauen auf seine Gnade zurückkehre. Der König erfreute sich sehr über diese Botschaft und antwortete: Bertarid möge ohne Scheu kommen, es werde ihm nichts Uebles widerfahren.

Als dieser demzufolge vor Grimoald erschien, wollte er sich ihm zu Füßen werfen. Grimoald aber ließ dies nicht geschehen, sondern hob ihn auf und küßte ihn. Da sprach Bertarid: Ich bin dein Knecht. Ich habe von deinem frommen und christlichen Sinn gehört, darum bin ich gekommen. Ich hätte unter den Heiden sicher leben können, aber der Ruf deines Namens hat mich zu dir zurückgeführt.

Der König betheuerte hierauf in Gegenwart aller: Dir soll, da du dich meinem Schutze vertrauet hast, kein Leid widerfahren.

Sogleich wies er dem Bertarid ein geräumiges Haus zur Wohnung an, hieß ihn nach seinen Mühsalen der Ruhe pflegen und gab Befehl, ihm seinen Unterhalt und alles, was er bedurfte, aus öffentlichen Mitteln reichlich darzureichen.

Als nun aber Bertarid die ihm angewiesene Wohnung bezogen hatte, liefen die Bürger von Ticinum in großer Menge herbei, um ihn zu sehen und als alten Bekannten zu bewillkommen. Aber gerade dieses Wohlwollen, welches sich allenthalben gegen ihn kund gab, schlug zu seinem Verderben aus. Bald nämlich stellten sich boshafte Menschen bei dem Könige ein, die ihm vorstellten: Wenn du den Bertarid nicht schleunigst aus der Welt schaffst, so wird er in kurzem die Herrschaft an sich reißen und dich aus dem Wege räumen, denn schon jetzt läuft die ganze Stadt ihm nach.

Grimoald schenkte diesen Einflüsterungen leider nur zu bald Glauben, faßte ernste Besorgniß und vergaß seines Wortes. Er war sogleich bedacht, wie er sich seines Nebenbuhlers entledige.

Er schickte nun seinem Gaste zur Abendmahlzeit mancherlei Speisen und köstliche Weine, damit er sich berausche und die Nacht hindurch nicht auf seine Rettung denken könne. Es war aber einer, der schon bei Bertarid's Vater in Diensten gestanden, unter der Dienerschaft. Dieser, indem er etwas auf die Tafel herbeitrug, neigte sich wie zum Gruße nahe zu ihm hin und flüsterte ihm dabei zu, daß der König es auf sein Leben abgesehen habe.

Bertarid rief sogleich seinen Mundschenk zu sich und befahl ihm, die silberne Schale zu bringen, indem er heimlich hinzufügte, er solle sie nicht mit Weine, sondern nur mit Wasser füllen. Die Höflinge Grimoalds, welche gegenwärtig waren, um den

Anschlag des Königs zu betreiben, sagten nun zu Bertarid: Der König läßt dich ersuchen, ihm zu Ehren die ganze Schale auszutrinken. Mit Freuden! antwortete jener und leerte die Schale, die ja freilich nichts denn Wasser enthielt.

Die Diener Grimoalds beeilten sich dem Könige zu hinterbringen, Bertarid sei wacker am Zechen und schon berauscht.

Inzwischen ließ Bertarid den Hunulf zu sich rufen und eröffnete ihm den Mordplan Grimoalds. Der treue Mann, anfangs aufs höchste erschrocken, entwarf doch mit großer Umsicht einen Plan zur Rettung seines Herrn.

Schon während des Mahls hatte Grimoald heimlich das Gebäude, in dem Bertarid wohnte, mit seinen Wachen umstellt, um zu verhindern, daß Bertarid irgendwie entrinne. Wie nun das Gelage aufgehoben war und alle bis auf Bertarid, Hunulf und Bertarid's Kämmerer, auf welchen er sich verlassen konnte, sich entfernt hatten, begab sich Bertarid in sein Schlafgemach. Dort legten die beiden Getreuen ihrem Herrn den gemeinsam verabredeten Plan vor und beschworen ihn ungesäumt zu fliehen, während sie so lange als möglich seine Feinde bei dem Glauben erhalten wollten, er ruhe in seiner Kammer.

Als er sich damit einverstanden erklärt hatte, legte Hunulf seine Matratze, die Betttücher und ein Bärenfell seinem Herrn auf Rücken und Nacken und trieb ihn darauf der Verabredung gemäß, als wäre er ein Sklave, unter vielen Scheltworten zur Thüre hinaus, indem er mit einem Stock tüchtig auf ihn los schlug und nicht aufhörte ihn zu mißhandeln, dergestalt, daß er unter seinen Fußtritten und Schlägen mehrmals zu Boden stürzte. Die Wachen Grimoalds sahen dieser Scene mit Bewunderung zu und fragten, was denn hier geschähe. Hunulf antwortete: Dieser nichtsnutzige Knecht hat mir da mein Bett neben das des Bertarid gestellt, der sich so stark berauscht hat, daß er wie todt dalegt. Aber ich bin es wahrlich überdrüssig, mich ewig in die Thorheit dieses Trunkenbolts zu schicken, und werde fortan, so lange mein Herr König lebt, in meinem eigenen Hause bleiben.

Jene waren, da sie in die Aufrichtigkeit seiner Neben keinen Zweifel setzten, über sein Vorhaben sehr vergnügt und ließen ihn sammt seinem vermeinten Sklaven ungehindert abziehen.

Während diese so dahingingen, blieb der Kämmerer ganz allein im Hause zurück und verriegelte sorgfältig die Thüre. Hunulf aber ließ seinen Herrn an einer an den Fluß Ticinus stoßenden

Ede der Mauer mittelst eines Seiles von der Mauer hinab und gab ihm so viel Gefährten, als er zur Hand hatte, mit. Sie fanden, indem sie ihre Flucht fortsetzten, auf einer Wiese mehrere Pferde, die man dort auf die Weide gelassen, griffen sie auf und gelangten nach wenig Tagen über die Grenze Italiens in das Land der Franken.

Und also errettete der allmächtige Gott durch die Fügung seiner Barmherzigkeit den unschuldigen Bertarid vom Tode und bewahrte zugleich den König Grimoald, der nach seinem besseren Selbst nur das Gute wollte, vor einer großen Sünde.

Wie nun die Bewaffneten des Königs an die Thüre des Hauses klopfen, rief ihnen von drinnen der Kämmerer mit beweglicher Stimme zu: „Habt doch ein wenig Mitleiden mit ihm und lasset ihn noch ein Weilchen schlafen; denn er liegt von seiner Reise ganz erschöpft noch in tiefem Schlafe.“

Sie aber schrien zornig, der Trunkenbold habe lange genug geschlafen, stießen mit den Füßen die Thür des Gemaches ein und wollten Bertarid aus dem Bette reißen. Dieser jedoch war nirgends zu finden. Sie drangen nun auf den Kämmerer ein und fragten: was denn aus Bertarid geworden? Der antwortete ganz unbefangen: Er ist entflohen.

Die Leute des Königs standen einen Augenblick wie erstarrt; dann fielen sie wüthend über den Kämmerer her, schlugen unbarmherzig auf ihn los, knebelten ihn und schleppten ihn so vor den König, indem sie ihn anklagten, er habe um Bertarids Flucht gewußt und verdiene den Tod.

Der König befahl ihn loszubinden und fragte ihn der Reihe nach aus, auf welche Weise Bertarid entkommen sei. Der Kämmerer erzählte unumwunden den ganzen Hergang. Darauf wandte sich der König an die Umstehenden und fragte sie: Wie dünket euch soll man dem Manne thun, der solches gethan hat? Sie antworteten überein, er verdiene unter Martern aller Art zu sterben. Aber der König sprach: So wahr der lebt, der mich hat geboren werden lassen, dieser Mann, der kein Bedenken trug, für seinen Herrn sich selbst dem Tode zu überliefern, verdient in aller Weise gut behandelt zu werden.

Er nahm ihn sogleich unter seine Kämmerer auf, ermahnte ihn, ihm dieselbe Treue zu halten, die er gegen Bertarid bewiesen, und versprach es ihm reichlich zu vergelten.

Hierauf fragte der König, was aus Hunulf geworden sei. Es wurde ihm gemeldet: er habe sich in die Kirche des heiligen Erzengels Michael geflüchtet. Es galten nemlich die Kirchen damals

noch immer wie zu der Zeit, als Abonia vor dem Zorne Salomos an die Hörner des Altars floh, für Schutzörter, an welchen man sich an keinem, der dorthin seine Zuflucht genommen, um was es auch wäre, vergreifen dürfe.

Sogleich schickte der König hin und ließ ihm zusichern, es werde ihm kein Leid geschehen, er solle nur eilends kommen.

Hunulf gestellte sich im Palaste, warf sich dem Könige zu Füßen, und gab auf dessen Fragen von allem ehrlich und offen Bericht, durch welche Mittel und Wege Bertarid habe entkommen können.

Da lobte der König vor allen Anwesenden seine Treue und Klugheit, ließ ihn huldreich im Besitz aller seiner Habe und hielt ihn hochgeehrt am Hofe.

Einige Jahre darnach fragte er ihn: ob er lieber bei ihm oder bei Bertarid leben möchte? Hunulf antwortete und betheuerte mit einem Eid: er möchte lieber mit Bertarid sterben als anderswo in reichlichem Genusse leben. Hierauf stellte Grimoald dieselbe Frage an jenen Kämmerer: ob er lieber am Hofe bleiben oder mit Bertarid in der Fremde umhertreiben möchte? und er vernahm von diesem dieselbe Antwort.

Der König nahm dieses Bekenntniß beider sehr gütig auf, lobte ihre seltene Treue und sagte zu Hunulf: Nimm alles, was du dir wünschest, an Knechten, Pferden und Hausrath, nimm es und ziehe in Frieden zu deinem Herrn, dem Bertarid. Dasselbe sagte er auch zu dem Kämmerer. Beide nahmen nun, so viel sie brauchten, und zogen damit unter des Königs Schutz nach dem Lande der Franken zu ihrem geliebten Herrn Bertarid.

4. Wie Grimoald die Griechen schlug.

In jener Zeit machte der oströmische Kaiser Constans oder Constantin mächtige Zurüstungen, um Italien den Langobarden wieder zu entreißen. Er landete bei Tarent, eroberte eine Stadt nach der andern und legte sich darauf mit seinem ganzen Heere vor die feste Stadt Benevent, deren Belagerung er mit vielem Eifer begann.

Es führte aber damals Romoald, der noch sehr junge Sohn Grimoalds, daselbst das Herzogthum. Dieser schickte, sobald er von dem Anzuge des Kaisers Kunde erhalten, seinen Erzieher Namens Sesuald zu seinem Vater und ließ ihn beschwören, so schnell als möglich ihm zu Hilfe zu kommen und nicht zuzugeben, daß Benevent, dessen Herzog er selber zuvor gewesen, in die Hand des Kaisers falle.

Der König sammelte in Eile ein Heer und

rückte auf die bedrohte Stadt los. Unterdessen setzte der Kaiser den Belagerten mit allerlei Kriegsmaschinen heftig zu. Romoald mit seinen Langobarden leistete tapferen Widerstand, und zwar wagte er wegen der geringen Anzahl, die er einer so großen Streitmacht entgegen zu stellen hatte, nicht in offener Feldschlacht sich mit dem Feinde zu messen, dagegen brach er an der Spitze kriegstüchtiger Jünglinge häufig in das feindliche Lager ein und richtete großen Schaden an.

Als nun der König Grimoald mit seinem Heere nahe heran gekommen war, schickte er den Sesuald an seinen Sohn voraus, um ihn von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Wie dieser aber unterwegs in die Hand der Feinde fiel und eines edlen Opfertodes starb, werdet ihr in der, dieser Erzählung folgenden, Dichtung erfahren.

Die Belagerten, durch die Hoffnung eines baldigen Entsatzes aufgerichtet, hielten wacker aus; der Kaiser aber, durch den schleunigen Heranzug König Grimoalds erschreckt, hob die Belagerung auf und zog sich in Eile nach Neapel zurück.

Erst als er dort in Sicherheit war, beann er sich, wie übereilt er gehandelt habe, und schämte sich seiner schwachvollen Flucht. Da erbot sich einer seiner Großen, Namens Suburrus: wenn man ihm ein Heer von zwanzigtausend Mann mitgebe, wolle er hingehn und sich mit Grimoald schlagen und ihn überwinden. Dem Kaiser gefiel dies Anerbieten wohl; er übergab ihm das Heer und Suburrus rückte mit großem Selbstvertrauen ins Feld. Grimoald, welcher unterdessen in Benevent eingetroffen war, wollte gegen ihn ausziehen. Aber sein Sohn Romoald sprach zu ihm: Es thut nicht noth, daß Ihr Euch selbst bemühet. Gebt mir nur einen Theil von Eurem Heere, so will ich mit Gottes Hilfe gegen ihn streiten, und wenn ich ihn besiege, so wird Eurer Hoheit um so größerer Ruhm zuwachsen.

Und so geschah es. Der heldenmüthige Jüngling zog mit einem Theil von seines Vaters und seinen eignen Leuten gegen Suburrus aus. Bevor das Treffen begann, ließ er von vier Seiten die Trompeten ertönen und ging kühn auf den Feind los. Wie nun beide Theile in heißem Kampfe waren, da nahm einer aus dem Heere des Königs Grimoald, Namens Amalong, der den königlichen Speer mit dem Reichspaniere zu tragen pflegte, diesen Speer in seine beiden Hände und durchbohrte mit Macht so ein Griechenmännlein, hob es aus dem Sattel und trug es in freier Hand über seinem Haupte auf dem Schlachtfelde umher. Bei diesem furchtbaren Anblicke, über welchen die Langobarden

in Jubel ausbrachen, wurde das griechische Heer von kalter Furcht ergriffen, wandte sich zur Flucht und erlitt eine vollständige Niederlage.

So kam Suburrus, welcher seinem Kaiser Siegeszeichen zu bringen verheißt hatte, mit wenigen Leuten und mit Schmach beladen zu ihm zurück. Romoald aber zog im Triumph in Benevent ein und brachte seinem Vater Freude, allen aber das Frohgefühl der Erlösung und der Sicherheit.

5. Wie Grimoald starb und Bertarid heimkehrte.

Um diese Zeit herrschte über die Franken der König Dagibert, mit welchem Grimoald Frieden und Freundschaft geschlossen hatte. Um des willen hielt sich Bertarid auch in Frankreich, wohin er, wie wir oben erzählten, vor Grimoalds Nachstellungen geflohen war, noch nicht sicher und beschloß nach Britannien zu dem Könige der Sachsen zu flüchten. Warum es aber dazu nicht kam, werde ich sogleich berichten.

Grimoald hatte zur Ader gelassen und hielt sich deshalb neun Tage lang still in seinem Palaste. Am neunten gewahrte er, am Fenster stehend, eine Taube auf dem Dache, und nahm seinen Bogen zur Hand, um zu seiner Belustigung sie zu schießen. Da brach die Ader seines Armes wieder auf; die Aerzte legten ihm, wie einige meinen, vergiftete Heilmittel auf und dies führte seinen Tod herbei.

Grimoald war ein Mann von kräftigem Körperbau, kahlem Haupt, starkem Bart, ausgezeichnet durch Tapferkeit wie durch Einsicht. Er wurde in der Kirche des heiligen Ambrosius, welche er selbst erbauet hatte, begraben. Neun Jahre hatte er als König über die Langobarden geherrscht und hinterließ seinem Sohne Garibald, der noch im Kindesalter stand, den Thron.

Da nun Bertarid, wie ich vorhin sagte, nach Britannien flüchten wollte, auch schon ein Schiff bestiegen hatte und sich bereits auf dem Wasser befand: ließ sich von der Küste her eine Stimme hören, welche fragte, ob Bertarid auf diesem Schiffe wäre? Als geantwortet wurde: Bertarid wäre da — fuhr jene Stimme fort: So saget ihm, er solle heimkehren in sein Vaterland; denn heute ist der dritte Tag, daß Grimoald aus dieser Welt geschieden ist.

Auf diese Nachricht kehrte Bertarid augenblicklich an das Gestade zurück, konnte aber, als er gelandet war, den Mann nicht finden, der ihm den Tod seines Feindes verkündet hatte; was ihn auf den Glauben brachte, es sei kein Mensch sondern ein Bote Gottes gewesen.

Er zog nun ohne Aufenthalt seiner Heimath zu, und als er an den Gebirgspasß kam, der ihn nach Italien hinüberführte, fand er daselbst schon alle Diener des Palastes und das ganze königliche Gefolge, welches ihn, umgeben von einer großen Menge des langobardischen Volkes, mit Sehnsucht erwartete.

Er hielt hierauf seinen Einzug in Ticinum, vertrieb den Knaben Garibald und wurde von

sämmtlichen Langobarden auf den Thron erhoben, im dritten Monate nach Grimoalds Tode.

Bertarib war ein gottesfürchtiger und gläubiger Mann, der fest an der Gerechtigkeit hielt und den Armen reichliche Almosen gab. An jener Stelle des Flusses Ticinus, wo er einst seine Flucht angetreten hatte, ließ er gleich nach Wiederantritt seiner Herrschaft Gott seinem Befreier zu Dank und Ehren ein Kloster erbauen und stattete es mit viel Eigenthum und Kostbarkeiten aus.

Der treue Sesuald.

Ballade von

Ferdinand Baehler.

Original-Zeichnung von Ludwig Bürger.



„Oas war der treue Sesuald,
Der fiel in Feindes Hand.
„Ihr Männer, haltet mich nicht an,
Ich bin doch nur ein Wandersmann,
Trug nie ein Kriegsgewand.“

„Und wärst du nur ein Wandersmann,
Du blonder Langobard,
Mußt du mit uns in's Lager gehn
Und vor dem Griechenkaiser stehn.“
Die Rede fiel ihm hart.

Nun vor dem Kaiser Constantin
Stund er im Kriegsgezelt.
„Mensch, wenn dir vor der Folter graut,
So sag' uns, was dir ward vertraut
Und wer dich schickt' in's Feld.“

„Nicht deine Foltern schrecken mich
Und nicht dein Henkerbeil:
In Banden noch ein freier Mann
Sag ich dir mein Geheimniß an;
Gebrauch' es dir zum Heil.

Mich sandte König Grimoald
Zu seinem lieben Sohn,
Der Benevent, die gute Stadt,
Ihm treulich in Verwahrung hat
Und troget eurem Drohn.

Und ihm zu melden sandt' er mich:
Die Hilfe ist dir nah!
Drei Tage noch harr' aus im Streit,
Ich komm' und endige dein Leid
Und eilend bin ich da.

Drum, Kaiser, räume schnell das Land,
Ich rathe, was dir frommt.
Schon rauscht durch den Abruzzewald
Der wilde Bergstrom Grimoald,
Und weh euch, wann er kommt.“

Der Kaiser bitter lachend sprach:
„Wohl bessern Rath ich weiß.
Man führt dich zu der Mauer fort,
So sprichst du zu den Bürgern dort,
Was ich dich reden heiß.“

Sprich zu dem Volk von Benevent:
Ich bring' euch schlimme Mär.
Was hofft ihr noch auf Grimoald?
Er schlagen im Abruzzewald
Liegt er mit seinem Heer. —

Willst du mir so zu Willen sein,
Mach' ich dich reich und groß.
Verweigerst du dich dem Gebot,
Vergelt' ich dir mit bittrem Tod.
Nun wähle dir dein Loos.“

Der Bote stand und sann, und hoch
Sein edles Herz erschwoll:
„Wohlan, führt mich zur Mauer hin;
Gott hat gewendet meinen Sinn
Zu reden, wie ich soll.“

Hoch von der Mauerzinne sah
Herr Nomoald ihn stehn:
„Ach theurer Pfleger Sesuald,
Muß ich dich sehn in Feindsgevalt,
Das schafft mir tausend Wehn!“

„Und siehst du mich in Feindsgewalt,
Das kümme dich nicht sehr.
Nein, gutes Muthes mußt du sein,
Ich bringe dir vom Vater dein
Viel liebe Botschaft her.

Wie er noch sprach — ein blinkend Schwert
Auf ihn hernieder schlug.
Da rollte blutend und bestaubt
Im Sand das allertreueste Haupt,
Das je ein Nacken trug.



Halt wader noch drei Tage aus:
Die Hilfe ist dir nah!
Schen rauscht durch den Abruzzemwald
Der wilde Bergstrom Grimoald
Und eilend ist er da.

Und daß ich dieses dir gesagt,
Zahl' ich mit meinem Blut.
So sollst du noch gebeten sein:
Sorg' für mein Weib und Kinderlein.
Leb wohl und halt dich gut!“

Sie legten's auf ein Wurfgeschöß,
Als wärs ein Schleuderstein,
Und warfens tausend durch die Luft
Weit über Feld und Walleklust
Nach Benevent hinein.

Der Herzog hob es weinend auf
Und küßt' es an den Mund:
„Wem ward für alle Lebenszeit
So hohe Lieb, so tiefes Leid
Zu Einem Male kund?“

Begrabt dies Haupt an heil'gem Ort
Mit Ehren alsobald.
Und schlagen wir die Freiheitschlacht,
In jedem Schlage sei gedacht
Des treuen Sefnald.“



Zwerge in der Thierwelt.

• Von

Adolf Müller.

Mit einer Original-Zeichnung von Fedor Zliner.



1. Unsere kleinsten Raubthiere, die Spitzmäuse.

Kennen meine jungen Leser wohl diese Zwerge unter den einheimischen Säugethieren? Ich befürchte, wenige, denn diese nützlichen Thiere werden gewöhnlich mit den schädlichen Nagern verwechselt, welche man schlechtthin Mäuse nennt. Freilich haben die Spitzmäuse im Aeußeren Ähnlichkeit mit den eigentlichen (langgeschwänzten) Mäusen (Mures), weniger mit den (kurzgeschwänzten) Wühlmäusen (Arvicolini). Bei genauerer Betrachtung aber zeigen sie sich doch wesentlich verschieden von den nagenden Mäusen. Es ist der Mühe werth, daß wir unsere Aufmerksamkeit diesen winzigen Thierchen zuwenden.

Von unseren Spitzmäusen kommen fünf Arten in Deutschland vor. Sie sind die kleinsten Räuber unter den Säugern. Die WasserSpitzmaus (*Sorex fodiens*) ist die größte, 7 cm. lang, unsere Zwergspitzmaus (*S. pygmaeus*) die kleinste, nur 5 cm. groß. Letztere wird nur von der über den Alpen vorkommenden toskanischen WimperSpitzmaus an Zwerggestalt übertroffen. In der Wissenschaft gehören die Thierchen zu der Ordnung der Insectenfresser (*Insectivora*), welche man als eine Unterordnung der größeren der Raubthiere ansehen kann. Sie sind Sohlengänger oder Thiere, die beim Gehen den ganzen hinteren, etwas verlängerten Ballen sammt den Zehen aufsetzen. Es kennzeichnet sie ein rüffelartig zugespitzter Kopf, wovon sie ihren Namen führen. Ihre Augen sind klein und etwas verkümmert. In den Seiten sitzen Drüsen, welche einen bisamartigen Geruch verbreiten. Ihr Gebiß besteht aus zwei Paar gewöhnlich gekerbten Schneidezähnen, welche sich aber von den vier großen meißelförmigen der nagenden Mäuse wohl unterscheiden, ferner aus nur ganz kleinen Eckzähnen und spitzhöckerigen Backenzähnen. Dies Gebiß ist bezeichnend für ihre Nahrung: sie leben von Thieren, besonders von Kerfen und Würmern, nicht aber von Pflanzstoffen, wie die Nagern.

Ich wähle zur näheren Betrachtung von unseren Spitzmäusen die häufigste, die gemeine oder Waldspitzmaus (*Sorex vulgaris*). Sie zeigt das wesent-

liche Bild ihrer Verwandten. Wollen wir sie lebhaftig sehen und ihr Thun und Treiben beobachten, dann müssen wir uns im Sommer an einen heckenreichen Rain oder an Orte nahe bei Gewässern auf die Lauer begeben. Zwar ist das Thier ein Nachthier, aber es zeigt sich auch am Morgen und Nachmittage, wenn die Hitze nicht zu groß ist. Nicht lange, so raschelt's im Laube einer Hecke, und nun piept und pfeift es ganz durchdringend fein. Auf einmal hebt sich hier die Laubdecke des Bodens, dort geht in ununterbrochener Linie die Bewegung eines unsichtbaren lebenden Wesens verrathen. Plötzlich stülpen sich Blätter in die Höhe, und aus dem Blätterhäuschen heraus kommt ein feines spitzes Thierschnäuzchen zum Vorschein. Im nächsten Augenblick hebt sich ein kaum 6 cm. langes bewegliches Thierchen ganz an's Licht. Es ist unsere Waldspitzmaus.

Nicht einen Augenblick hat das Koboldchen Ruhe. Wenn es auch sitzt oder, wie jetzt, auf seinem Hinterrheile eine Weile sich aufrichtet, so arbeitet doch beständig das feine Rüsselnäschen mit den weislichen Lippen und den langen Schnurrhaaren, die es sich zeitweilig mit den niedlichen Pfötchen geschäftig putzt. Im Lichte schimmert seine Oberseite bald rothbraun, bald schwarz, und wenn es sich aufrichtet, bemerkt man seine trübweiße Unterseite mit den schlanken Beinchen. Auffallend ist sein 2,5 cm. langes dünnes Schwänzchen mit dem kleinen Haarpinsel am Ende. Nicht wahr, nun bemerkt mein junger Begleiter schon den Unterschied zwischen dem Thierchen und den gewöhnlichen Haus- und Feldmäusen, die beständig an Allem knuppeln und nagen? Jetzt macht es mit einem Male einen hohen Satz in die Luft nach einer vorbeitzugenden Wasserjungfer. Es hat gewandt die Libelle erhascht und verzehrt sie mit Behagen. Nun hüpfst's weiter seinen Weg, auf welchem es weniger sein Gesicht als sein Tastwerkzeug, die Rüsselschnauze, und sein feiner Geruchssinn leitet. Das sieht man deutlich daran, daß es jeden Gegenstand, dem es begegnet, betastet und beschnüffelt. Zeigt er Leben, dann fährt sofort die kleine Unruhe darauf los, packt den Gegenstand und zerfleischt ihn mit seinen spitzigen Höckerzähnen. Wiederholt verschwindet das Thierchen unter der Laubdecke, bald da, bald dort wie ein Schatten her-

vortauchend mit einem Regenwurm, einem Kerf, einer Schnecke. Oder es sucht Ameisen unter Blättern, Steinchen, Geniste und Wurzelwerk, das alles behend mit dem Rüsselchen umwendend.

Da hüpfst plötzlich ein Frosch aus der Pfütze einem Kleinfalter nach. Wupp! gleich sitzt der Zwerg mit dem riesigen Raub- und Mordsinn dem armen Quaker auf dem Rücken, ihm mit Tigergier die spitzen Zähne in die Seite zu hauen. Im Verzehren der Beute verräth sich des Thieres Unerfättlichkeit. Es frisst die halbe Höhlung des Frosches auf, just so viel wie sein eigenes Körpergewicht. Kaum gesättigt, schnüffelt es schon wieder nach Raub. Wehe der Maus, die ihm begegnet! In ihre geheimsten Schlupfwinkel folgt ihr die kleine Drängerin und

und Waldes. Hier findet sich auch sein sehr kunstvolles Kugelnest. Gar zierlich weiß die Kleine dessen Außenwand mit dünnen Blättern und Grasshalmen zu verschlechten und das Innere mit zerbissemem Stroh, Moos und Pflanzenstoffen auszufüttern und mit mehreren Aus- und Eingängen zu versehen. Gewöhnlich im Vorsommer erscheinen darin 8—10 Junge, welche nackt und mit geschlossenen Augen und Ohren zur Welt kommen. Nur kurze Wochen säugt und pflegt sie die Alte, deren Liebe bald erkaltet. Die Jungen gehen dann ihre eigenen Wege. In dieser frühzeitigen Absonderung liegt der Grund zu ihrer feindseligen Natur, ihrer Unverträglichkeit selbst gegen Geschwister. Jahr- und strichweise vermehren sich die Spitzmäuse oft erstaunlich. Dann



beißt ihr das Genick ab. Selbst Ihresgleichen würde sie ohne Weiteres mit derselben Mordlust anfallen. Es entspinnt sich dann ein Kampf um Leben und Tod. Quielend und pfeifend werfen sich in solchen Augenblicken die wüthenden Kämpfer über einander. Die Siegende zerfleischt die Besiegte und frisst sie auf. Selbst mit dem Maulwurf geräth sie manchmal in Zwist, wenn sie ihm in seinen unterirdischen Gängen begegnet. Aber dann geht's ihr schlecht, denn der Mull ist ebenso zornig und wüthend wie sie, und weit stärker.

Scheuchen wir das Thierchen auf! Sieh! es flüchtet vor uns behende in hohen Bogensprüngen, ganz anders als die Feldmaus, die nur so über die Erde huscht. In der Erde ist es verschwunden. Da drunten haust es in Mäuse- und Maulwurfsröhren, in hohlen Wurzeln, Spalten und Ritzen, an allen erdenklichen Orten der Gärten, des Feldes

wandern sie, und es erscheinen auf einmal an fremden Orten die beweglichen kleinen Gäste in ungewöhnlicher Menge.

In der kalten Jahreszeit begegnen wir den unruhigen Zwergen wieder unter den Kornstängeln in der Nähe der Ortschaften, ja selbst in unseren Behausungen. Da räumen die Wichtelmännchen aber gewaltig unter den Haus- und Feldmäusen auf und stiften so ersprießlichen Nutzen.

Unser Zwerg, der alles Lebendige überfällt und keinem Geschöpfe Pardon giebt, das er bewältigen kann, hat aber auch seine Feinde. Diese sind hauptsächlich die Eule, der Storch und die Kreuzotter, welche die Spitzmäuse fressen. Die Katzen, Wiesel und andere Raubthiere fangen sie wohl und beißen sie todt, lassen sie aber wegen ihres starken Geruches liegen. Hunde schütteln sich jedesmal vor Ekel, wenn sie eine Spitzmaus todtgebissen.

Auch seine angenehmen Vorzüge hat das Thierchen. Denke man sich: es soll singen, wie gute Naturbeobachter bestimmt behaupten. Sein Gesang wird mit dem des Canarienvogels verglichen, nur soll er sanfter und leiser klingen. Ich habe zwar noch nie eine Spitzmaus singen hören, obgleich ich die Thiere vielfach beobachte. Es kann aber etwas Wahres an der Behauptung sein. Denn die Stimme des Thier-

chens klingt schon an sich sehr zart und fein, und so mag es sein, daß eine Spitzmaus in erregten Augenblicken ein gesangartiges Gezwitscher hervorbringen vermag. Jedenfalls sind die Sänger, wenn es solche giebt, sehr selten unter ihnen.

Gewiß, das Thierchen erregt durch seine vielseitige Bethätigung Aufmerksamkeit und verdient durch den Nutzen, den es stiftet, unsere Schonung.

Tante Minchen.

Ein Bild aus meiner Kindheit

von

Julius Sturm.

Mit einer Original-Zeichnung von Eugen Klimsch.

Es giebt Tanten, schon bejahrte ledige Tanten, die man mit vollem Rechte als den Mittelpunkt einer Familie bezeichnen kann. Eine solche liebe Tante ist für die Aelteren im Hause die gute Rathgeberin und hilft freundlich und gern, wo sie nur immer helfen kann, für die Jüngerer, bis zu den Kleinsten herab, ist sie Alles in Allem, Wärterin und Lehrerin, Gespielin und Märchenerzählerin und eine Vertraute, vor der das junge Volk kein Geheimniß hat. Ihr theilen Neffen und Nichten sogar ihre kleinen Streiche mit, und sind sicher nach strengem Verweise eine mächtige Fürsprecherin an ihr zu finden. Eine solche Tante war mir in meiner Kindheit bescheert. Sie war die ältere Schwester meiner Mutter, klein von Gestalt und verwachsen, und lebte von einer kleinen Pension im Hause meiner Eltern. Sie war so recht die Seele des Hauses, mit ihr wurde Alles berathen und ohne ihre Einwilligung nichts unternommen. Bei Allem mußte die Tante mit Wort und That dabei sein. Meine Eltern hatten im Laufe von zwei Wochen ihre drei Kinder an einer ansteckenden Krankheit verloren. Da soll es denn einen gewaltigen Jubel gegeben haben, als sie in mir nach einem kinderlosen Jahre sich wieder eines Kindes erfreuten. Fortan behütete mich Tante Minchen wie ihren Augapfel; ich wurde und blieb ihr erwählter Liebling auch dann noch, als mir mehrere Brüder folgten.

Deutsche Jugend. X.



Das kleine Stübchen der Tante war mein Kinderparadies. Es war aber auch ein gar blankes und trauliches Plätzchen im Hause. Wenn ich früh eintrat, fand ich die liebe Tante gewöhnlich vor einem kleinen Tische sitzen, ein kleines, blaugemustertes Täschchen, ein sogenanntes Schälchen, aus Meißner Porzellan in der Hand, während auf dem Tische ein mit starkduftendem Thee gefülltes Kännchen stand. Unbändig und stürmisch, wie ich war, slog ich ihr an den Hals, und habe mehr als einmal Schelte darüber bekommen, weil ich nicht an die gefüllte Tasse dachte und meines Ungefühls willen die Tante den edlen Trank verschüttete. Wenn dieses der Fall war, schlich ich mich bei Seite und wartete klüglich, bis die Tante eine andere Schürze umgebunden und ihr Frühstück beendet hatte.

Lange zürnen konnte sie mir nicht und bald genug saß ich auf meinem kleinen Schemel neben ihr, während sie eifrig spann, denn Spinnen war ihr eine Lust und oft hörte ich meine Mutter sagen: „So feine Fäden, wie Minchen spinnt, hat selbst Frau Holle nicht gesponnen.“ Während sie spann, richtete ich allerlei Fragen an sie, und wenn ich des Plauderns überdrüssig war, holte sie mir verschiedenes Spielzeug aus einem Kasten, der im Winkel stand, dessen Inhalt ich selbst aber nie untersuchen durfte. Auf diese Weise behielt der Kasten etwas Geheimnißvolles und stets neuen Reiz

für mich. Kam die Obstzeit, so gab es bei der Tante stets etwas zu schnabelieren, bald Kirschchen oder Erdbeeren, bald eine gelbe Birne oder einen rothwangigen Apfel. Der Vorrath der Tante war unerschöpflich.

Aber unser gemeinsames Leben blieb nicht auf die Stube beschränkt. In der Hand der Tante wanderte ich in's Freie und durfte mich unter ihrer Aufsicht auf den Gassen meines Heimathsdorfes munter mit andern Kindern umhertummeln. Oesters machten wir auch selbender Besuche in der Nachbarschaft, und da war es besonders ein uns gegenüber liegendes Haus, das große Anziehungskraft auf mich ausübte. Die Bauerfrau, die darin schaltete und waltete, war eigentlich nicht dazu angethan, Kinder an sich zu locken, sie sah immer verdrießlich aus und machte wenig Worte. Aber es war auch nicht die alte Frau, der meine Vorliebe galt, diese galt dem Boden, über welchen sie als Herrin verfügte. Sie hatte mich gern, das hatte ich ihr bald abgemerkt, und ihr mürrisches Wesen schreckte mich nicht zurück, sagte sie doch gewöhnlich: „Geh' nur auf den Boden und hole dir dein Theil, die Thür ist nicht verschlossen.“ Während nun die Tante mit der Frau Nachbarin plauderte, machte ich mir auf dem Bodenraum zu schaffen und füllte mir die kleinen Taschen mit getrockneten Pflaumen, Birnen und Äpfeln, die in mächtigen Haufen auf den Dielen lagerten. Dann aber ging es durch Stall und Scheuer, und die Tante hatte ihre liebe Noth mir zu folgen. Kamen wir zufällig zur Mahlzeit, so gab es süße Milch für mich, soviel ich immer trinken mochte.

War es unter solchen Verhältnissen ein Wunder, wenn sich meine Schritte immer dem schmalen Stege zu lenkten, der über einen kleinen Bach führte und unser Wohnhaus von dem Bauergute trennte? Ach, dieser Steg hat meiner Tante viel Sorge und Angst gemacht. Ich wollte mich immer nicht von ihr führen lassen und behauptete, ich sei groß genug, um allein gehen zu können.

Oesters machte ich auch in Gemeinschaft meiner lieben Eltern, aber stets an der Hand der Tante, weitere Ausflüge. Es lag eine Försterei in der Nähe, und ich erinnere mich noch lebhaft eines Sommertags, an welchem ich in mitten einer zahlreichen und festlich gekleideten Gesellschaft nach der Försterei wanderte. Es war das erste Mal, daß ich Höschen und Bäckchen trug, denn bis zu diesem Tage hatte ich, trotz meiner Klagen, in einer Kutte umherlaufen müssen.

Meine Kleidung, auf die ich nicht wenig stolz war, bestand aus gelben Ranking und gelb war

auch der Strohhut, den ich trug. So sah ich einem Kanarienvogel nicht unähnlich. Die Tante, die mich nicht aus den Augen verlor, rief mir einmal über das andere zu: „Springe doch nicht so! nimm dich in Acht, daß du nicht fällst! Grasskeden lassen sich nicht wieder auswaschen. Ich kam denn auch in Folge dieser Ermahnungen noch blank, zur großen Zufriedenheit meiner Tante wie aus dem Ei geschält, in der Försterei an. Auch über das Kaffeetrinken kam ich glücklich hinweg, weil mir die Tante eine riesengroße Serviette unter das Kinn gebunden hatte, die an Stelle meines Rankingjäckchens sehr genaue Bekanntschaft mit dem Kaffee machte.

In der Stube wurde es mir bald zu eng. Auf dem Hofe gab es allerlei zu sehen, da gackerten Hühner, schnatterten Gänse und Enten, gurrten Tauben, bellten Jagdhunde, und was das Außerordentlichste war, in einem großen Käfig saß ein Kolltrabe und rief allerlei Worte bunt durcheinander, so daß ich nahe daran war, den schwarzen Kerl für einen Hexenmeister zu halten, und mich in gehöriger Entfernung von ihm hielt.

So weit war alles gut gegangen. Plötzlich hörte ich des Försters kleines schwarzes Pferd wiehern, auf dem er mich öfters hatte reiten lassen. Das Pferd mußte ich natürlich besuchen. Leider trennte mich von dem Stall ein großer Düngerhaufen. Kein Mensch, die Tante nicht ausgenommen, achtete auf mich. Im Nu lief ich dem Stalle zu, überfah eine nur leicht bedeckte Schlammgrube, stürzte hinein, raffte mich wieder auf und stand nun da und schrie aus vollem Halse. Auf mein Geschrei eilte die ganze Gesellschaft aus dem Hause, die Tante voran. Was nun anfangen? Ich stand da mit Schlamm bedeckt und schrie; was konnte ich auch weiter thun? Die Tante schaffte Rath, wie immer. Sie trug ein Bret herbei, reichte mir muthig die Hand und half mir auf das Bret klettern. Ich war gerettet. Natürlich hielten sich Alle von mir in weiter Entfernung, nur meine liebe Mutter leistete mir im Verein mit der Tante Hülfe beim Auskleiden, nachdem sie große Schürzen vorgebunden und die Ärmel ihrer Kleider weit hinauf gestreift hatten. Mein Auskleidezimmer war der Stall. Nun ging es an's Reinigen und Abwaschen, und dann wurde ich in ein Bettuch gewickelt und ins Haus getragen. Hier wurden einige Pferdebedecken über mich gebreitet und ich mußte auf Anordnung der Tante eine Tasse heißen Kaffee trinken. Vater und Mutter waren sehr erzürnt, die Tante aber hörte ich begütigend sagen: „Wir wollen froh sein, daß uns der Bube nicht ertrunken ist. Das konnte ein großes Unglück geben. Geh' nur schnell

nach Haus, liebe Schwester, und schicke dem Jungen andere Kleider. Ich will bei ihm bleiben und ihn dann nach Haus führen. Wenn ihm nur der Schrecken nicht geschadet hat." Natürlich geschah, was die Tante anordnete, und gegen Abend wanderte ich in meiner alten Kutte an ihrer Hand heimwärts. Zur Strafe für meine Unachtsamkeit mußte ich die Kutte wieder tragen. Das war eine große Demüthigung für mich, und diese konnte und wollte mir auch die Tante nicht ersparen.

Des Besten aber habe ich noch zu gedenken. Wie hätte ich die langen Winterabende ohne die Tante verleben sollen? Mit ihr gingen sie mir nur zu schnell vorüber, und wenn es hieß: zu Bett, gab es oft Thränen bei mir. Sie verstand es aber auch wie Wenige, Märchen zu erzählen. Alle die schönen Märchen, die uns die Gebrüder Grimm aufgezeichnet haben, waren ihr bekannt und viele derselben aus dem Munde des Volkes selbst. Ich sehe sie noch sitzen, wenn sie mir Nothkäppchen erzählte. Hu! was sie für Augen machte, wenn Nothkäppchen fragte: „Großmutter, was hast du für große Augen?“ und sie mit tiefer Stimme antwortete: „daß ich kann gut gesehen!“ Wie lieblich klangen dagegen aus ihrem Munde „Dornröschen“ und „Schneewittchen,“ und wie oft habe ich über die „kluge Else“ lachen müssen, das meiner Mutter Lieblingsmärchen war. Daneben verstand sie es auch, die Märchengestalten aus Papier auszuschneiden, und ich gäbe viel darum, wenn ich wenigstens die Prinzessin mit der langen Nase noch hätte.

Als ich zwölf Jahr alt war, kam ich auf das zwei Stunden von unserm Orte entfernte Gymnasium. — Wenn ich Sonnabends nach Haus kam, hatte mir die Tante immer etwas Besonderes aufgehoben, und wenn ich am Sonntag wieder nach der Stadt wanderte, fehlte es mir nie an einem kleinen Zuschuß zu meinem Taschengelde. Desters machten aber diese Wege nach der Stadt der guten Tante auch große Sorge. Dann und wann erhielt ich vom Vater die Erlaubniß, auf seinem Pferde, der alten Piese, nach der Stadt zu reiten. Ich saß, das Ränzel auf dem Rücken, auf dem Pferde und ein sicherer Mann führte es. Trotz dieser Vorsicht war die Tante doch nicht eher beruhigt, als bis sie mich in der Stadt und die alte Piese im Stall wußte.

Eines Tags erhielt ich von meiner lieben Mutter einen Brief mit der Nachricht, Tante Minchen sei plötzlich ganz ruhig eingeschlafen und ich solle am andern Tage zu ihrem Begräbniß kommen. Das war der erste tiefe Schmerz, der mir durch die Seele ging; ich hatte meine beste Freundin verloren. Ich sah sie noch einmal; sie lag wie schlafend im Sarge unter Blumen. — Oft in stiller Abendstunde ist mir's, als säh' ich sie an ihrem Spinnrade sitzen und säße wieder als frohes Kind zu ihren Füßen und lauschte auf ein Märchen aus ihrem Munde, und doch liegt schon des Alters Reif auf meinem Haar und wie lange wird es dauern, so ist das Märchen meines Lebens hier zu Ende, in dem Tante Minchen eine bedeutende Stelle einnimmt.

Niemand zu Hause.

Ein Maimärchen von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Oscar Pleisch.



Draußen flöteten die Staare im knospenden Garten ihren lustigen Morgengesang, aber im weiten Hause war es ganz still. Der alte gute Cantor und seine gute Frau waren zur Kirche gegangen, und auch die junge Magd war ihnen gefolgt. Die große Wohnstube lag noch ganz im Schatten, aber draußen breitete sich glänzender Sonnenschein über den auferstandenen Landen, und erstes Frühlingswehen und Sonntagsglockenklang zog über Wald und Flur.

Eben drang der erste Strahl der Maiensonne durch das Fenster und glitt wohligh an der weißen

Wand hin. Die große Wohnstube leuchtete auf einmal in stiller Sonntagsheiterkeit auf. Eine Fliege summtte vergnüglich an den Scheiben und die Blumenstöcke vor dem Fenster, die heut zum ersten Mal in's Freie gekommen waren, dehnten sich behaglich im warmen Glanze.

„Da ist sie schon wieder,“ hauchte der poetische Thymian, der in einem kleinen Büschel an der Wand hing, ganz leise, und duftete so zart als möglich. „Es wird mir so wonnig zu Muth, wenn mir die Sonne in's Laub scheint. Wie ein altes Erinnern kommt es über mich, als hätte ich nicht immer hier an der Wand gehangen.“

„Ja, auch mir ist es so,“ sprach seufzend der

große Wermuthbündel neben ihm, „aber mich macht der Sonnenschein immer schwermüthig.“

„Höchst merkwürdig,“ piepte nun auch der ausgestopfte Vogel, dessen Brustfedern auf einmal in allen Regenbogenfarben schimmerten, — denn jetzt konnten sie plötzlich alle sprechen, — „auch mir ist es, als ob sich mir etwas in der Kehle regen wollte wie ein altes Lied, und wenn nicht der dumme Draht

das kam davon, daß nun auch die Violine, die an der Wand hing, vom ersten Strahl getroffen worden war. Sie hatte ihn gleich gemerkt, denn sie war eine sehr gefühlvolle Seele.

Alle in der Ecke waren ganz feierlich gestimmt und kamen sich vor wie von einem Bann erlöst.

Nur der profaische Kalender am Nagel, der ein klein wenig sein Titelblatt krauste, sprach trocken,



wäre, mit dem meine Füße an den Ast gedreht sind, ich wagte einen Hopsfer.“

Der kleine Spiegel leuchtete trotz seines Sprunges in strahlender Lust auf, als wollte er noch heller lachen als selbst der Sonnenschein, der auf ihm glitzerte. „Das geht in's Herz“, sprach er leise.

Und auch der alte Tisch knackte wie vergnügt ein ganz klein wenig, als ihm die Sonne nun auf der Platte fraute; und gleich darauf war es, als ob ein leiser Klang durch das Zimmer ging, und

indem er nach der alten Wanduhr hinüberfah: „Richtig, ganz pünktlich, drei Minuten früher als gestern erschien sie,“ — er meinte nämlich die Sonne —; „das ist aber auch Alles. Ich begreife nicht, warum euch diese einfache Thatsache so aufregen kann.“ Er that so überlegen, denn er hielt sich für besonders weise und erfahren, da er bereits seinen vierten Monat zurückgelegt hatte, was für einen Kalender, der nur ein Jahr alt wird, allerdings ein respectables Alter genannt werden muß.

Aber jetzt klopfte der große Fuchsenstock leise an die Scheiben und grüßte herein, als wollte er sagen: Kinder, hört ihr denn nicht?

Alle horchten auf. Nur die mürrische Tabakspfeife hatte ihren Kopf verdrießlich in die Fensterecke gedrückt und schien sich um nichts zu bekümmern, und die Bücher, die sich immer für etwas Besseres hielten, drehten der kleinen Gesellschaft verdrossen ihre vergoldeten Lederrücken zu.

Feierlich wogte festlicher Orgelklang von der Kirche herüber, immer mächtiger schwellen die Klänge und versenkten die Lauscher in der Fensterecke in stille Andacht. Wie gebannt lauschten sie alle.

„So festlich hat es noch nie geklungen“, meinte der Spiegel ganz bekommen.

„Es braust wie ein Frühlingsgewitter durch den stillen Morgen!“ hauchte zart der Thymian.

„Was ist denn los? was ist los, liebe Geige?“ piepte der ausgestopfte Vogel, denn diese war die Älteste und die Respektperson in der Ecke.

Die Violine schwieg eine Weile, denn es verdroß sie nur so obenhin „Geige“ genannt zu werden, dann aber sprach sie etwas selbstgefällig: „Kennt ihr ihn denn nicht? Es ist sein Lieblingschoral. Der Alte hat ihn oft genug auf mir gespielt und es hat immer etwas zu bedeuten, wenn er ihn tönen läßt. Aber hört nur! So gewaltig hat es noch nie herübergeklingen“ wie heut; es muß jedenfalls ein festlicher Tag sein, aber ich weiß wirklich nicht was für einer.“

Der Violinbogen wollte nun auch seine Ansicht kund geben, da er es aber nie zu einem selbständigen Urtheil brachte, schloß er sich, wie immer, der Meinung der Violine an.

Es wurde wieder still im Winkel, denn immer mächtiger erscholl das Orgelspiel des Alten drüben in der Kirche, das oft wie von dem Jubelgesang himmlischer Heerschaaren begleitet zu sein schien, und Keiner wagte die weisevolle Stille zu unterbrechen.

Da ließ sich plötzlich ganz nüchtern der Kalender vernehmen: „Ich kann euch eins verrathen, nämlich daß heute der erste Mai ist. Dieser Tag ist nämlich auf meiner sechsten Seite zweimal roth angestrichen.“ Er schwieg, aber man konnte ihm ansehen, daß er sich wieder sehr überlegen dabei vorkam.

„O gewiß ein Todestag“, seufzte der schwermüthige Wermuth vom Nagel herunter.

„Ei was,“ piepte der Vogel dazwischen, „es muß im Gegentheil ein sehr lustiger Tag sein. Habt ihr denn nicht die Weinflaschen und die schöne Torte gesehen, die gestern durch einen Diener vom

Schloß herunter gebracht wurden, die dort auf der Kommode stehen?“

Die Violine machte ihren Hals lang und sah hinüber. Wichtig, da standen die Flaschen und der Kuchen.

„Ja, ja,“ rief der kleine Spiegel, „es muß ein lustiger Tag sein. Als der Cantor heute zur Kirche ging, sah er mich noch einmal an und sein freundliches, altes Gesicht leuchtete dabei in so feierlicher Heiterkeit wie seit langer Zeit nicht. Auch liegt da dicht vor mir der schöne Wunschbogen mit vergoldeten Blumen, den sein Enkelchen, des Försters Annchen, unserer Frau gestern herübergebracht hat.“

„Sollte etwa heute ihr Geburtstag sein?“ warf minder scharfsinnig als treuherzig der Thymian ein.

„Pah,“ rief der Kalender, „davon müßte ich etwas wissen.“

Eben verkündeten Glockenklänge den Schluß der Kirche.

Die Violine hatte schon lange geschwiegen, sie war in Sinnen verloren und ihre Brust schien sich seelig zu heben. Nun aber sprach sie: „Wie eine uralte Erinnerung kommt es über mich. Es war ein so sonniger Frühlingsmorgen wie heut, aber es ist wohl schon fünfzig Jahre her; ich gehörte damals noch dem alten Cantor, dem Vater unseres Herrn, und hing in der Kirche auf dem Chor, dicht neben der Orgel, auf welcher unser Herr, der zu jener Zeit ein schmucker junger Mann war, jeden Sonntag so andächtig spielte. Aber an diesem Sonntag war er nicht erschienen. Sein Vater saß für ihn an der Orgel. Eben hatte er denselben schönen Choral gespielt, den ihr vorhin gehört habt. Dann schwieg die Orgel und der Prediger sprach unten am Altar. Ich sah hinunter. Die Sonne schien durch die hohen bunten Glasfenster. Dort am Altar kniete der junge Cantor, der in seinem schwarzen Anzug gar festlich ausah, und senkte das Haupt, das damals noch von langen, blonden Haaren umwallt war, wie jetzt von weißen; neben ihm kniete unsre liebe Frau, in schneeweißem Kleide, gar hold und rosig, und der Prediger segnete Beide. Sie standen nun auf und schritten Arm in Arm zur Kirche hinaus. Ihre Gesichter strahlten von Glück und Jugendschöne. Ich werde es nie vergessen.“

In diesem Augenblick klopfte der Blumenstock wieder an die Scheibe. Der Vogel, der ganz gerührt und ernsthaft geworden war, erschrak ordentlich. Er sah zum Fenster hinaus und schüttelte den Kopf. „Seltsam, seltsam“, sprach er so vor sich hin.

„Was siehst du denn?“ flüsterten Alle.

„Die Kirchgänger bleiben vor unsrer Hausthüre stehen und sprechen leise unter sich. Wie geheimnißvoll sie alle drein schauen. Immer mehr Dorfleute sammeln sich an der Thür. Jetzt kommt auch der stattliche Amtmann mit seiner Frau. Beide tragen goldene Sträußlein in den Händen.

„Höchst merkwürdig“, meinte der Kalender.

„Noch nicht dagewesen“, flüsterten die Andern.

„Sage nur, was du weiter siehst“, rief die Violine ungeduldig hinüber.

„Sie ordnen sich alle rechts und links am Wege“, sprach der gute Vogel hastig, indem er hinaus schaute.

Jetzt biegt unser Cantor und die liebe Frau auch um den Brunnen. Ihre alten Gesichter glänzen von heller Freude. Das Amtmanns paar tritt zu ihnen heran. Ich kann nicht verstehen, was der Amtmann spricht, aber jetzt steckt er den beiden Alten die goldenen Sträußlein vor die Brust. Sie drücken ihm die Hände. Die Leute alle schwenken die Hüte.“

In diesem Augenblick erschallte ein lautes Hochrufen vor dem Hause. „Hoch dem goldnen Jubelpaar, und nochmals, und zum dritten Mal Hoch!“

Die kleine Gesellschaft im Zimmer hielt erschrocken den Athem an und versuchte durch das Fenster hinauszulugen. Es war eine große Aufregung in der Ecke und Keiner wagte zu sprechen.

„Es ist doch sehr schade,“ begann endlich der kleine Spiegel noch ganz angegriffen, „daß wir nicht auch unsern Alten gratulieren können. Sie feiern ihre goldene Hochzeit.“

„Sehr schade,“ wiederholten Alle ganz traurig. „Also ihre goldene Hochzeit!“

Der nüchterne Kalender aber murmelte: „Eine goldene Hochzeit! Was nun das wieder für ein

Spektakel sein mag. Man wird immer älter, und lernt nicht aus.“

Da hörte man den Schlüssel in der Hausthüre knarren, und jetzt auch Schritte auf der Hausflur.

„Sie kommen, sie kommen!“ rief der gute Vogel bewegt.

Da öffnete sich die Thür der Wohnstube und nun schwiegen Alle im Fensterwinkel.

Der Amtmann und seine Frau traten zuerst ein, dann das Jubelpaar; Nachbarn folgten, zuletzt Alt und Jung aus dem Dorf.

Alle setzten sich um den langen Tisch, der in der Mitte der Stube stand, das Ehrenpaar obenan, dann die Alten des Dorfes, die Söhne und ihre Frauen, und der Schwiegersohn, der Förster. Bursche und Mägdelein standen um den Tisch her, und die rothwangigen Enkel tanzten fröhlichen Ringelreihn um die Alten. Das gab ein schönes, festliches Bild im sonntags hellen Zimmer.

Die Försterin, des Hauses Tochter, kredenzte den Wein. Jetzt klangen die Gläser, und wieder schallte es: „Hoch, hoch!“ und dann war es wieder still.

Die beiden Alten erhoben sich, Thränen schönsten Menschenglückes im Auge, und dankten mit bebender Stimme.

Auf einmal klang aus der Ecke ein ganz deutliches „Piep“. Aber Niemand hörte es, nur der Alte blickte sinnend in den Winkel, nach seinem Lieblingsplätzchen hinüber, und es war ihm dabei, als ob er auch ein feines, leises Geigenklingen vernähme.

Wer aber eine ganz feine Nase gehabt hätte, der würde auch das Düftlein bemerkt haben, welches jetzt der Ecke entstieg und mit dem der treuherzige Thymian auch seinerseits gratulieren wollte, aber eine so feine Nase war leider nicht im Zimmer zugegen.

Sprüche von Otto Sutermeister.

Du wärest schon lange glücklich gewesen,
Hätt' nicht das Glück dich zum Schoßkind erlesen.

Glück — Uebermuth,
Wahrheit und Grimm —
Die Mutter so gut,
Der Sohn so schlimm!

In niedriger Hütte lebe du gern,
Auch über ihr sunkest Gottes Stern.

Kein Unglück wohnt so hoch im Haus,
Noch guckt ein Fenster drüber hinaus.

Höhere Bitte kenne ich nicht
Noch Gebot,
Als: Thue deine Pflicht —
Und: Das walte Gott!

Von Rache wird dir nur ein süßer Augenblick,
An Milde denkst du gern dein Leben lang zurück.

Büge aus dem Seelenleben der Thiere.

Von

Karl Rus.

Mit einem Initial von Fedor Flinzer.

... Das Thier hat auch Verstand,
Das wissen wir, die wir die Genssen jagen.
Schillers Wilhelm Tell.



I.

Meiner, der ein reines Herz in der Brust hat, welches warm für alles Schöne und Erhabene schlägt, kann sich dem Zauber der Natur entziehen, die ihm überall eine Fülle reiner Freuden und Genüsse bietet. Selbst für den, der nur selten von seinen Arbeiten und Geschäften sich freimachen und hinaus-eilen kann, hat sie reiche Schätze zu gewähren. Nur der, welcher gleichgültig und kaltherzig hinauskommt oder von der

Jagd nach Erwerb, von bösen Neigungen ganz eingenommen ist, vermag keine Freude und kein Vergnügen in der Natur zu finden.

Um aber die Natur recht und voll zu genießen, muß man sie kennen und heimisch in ihrem Reiche sein. Und dazu, daß die jungen Leser eine Seite der uns nächstumgebenden Natur, das Thierleben nämlich, mit verständnißvollen Blicken zu schauen vermögen, sollen die nachfolgenden Schilderungen beitragen.

Noch vor kurzer Zeit war rings um uns her Alles starr und todt. Der Schnee deckte zollhoch die Fluren, und bei dem düster umwölkten Himmel hatten die Strahlen der Februarsonne keine Macht dazu, den weißen Teppich wieder fortzuräumen. Die Sperlinge im Gebüsch der kahlen Fliederlaube saßen trübseitig und mit aufgebauchtem Gefieder da; kaum ließ hier und da einer sein leises schüpp erschallen, welches dem Naturfreunde gleichsam ein Seufzer aus betäubtem Herzen zu sein scheint. Dann sprang der Wind um, ein milder Süd brachte feinen Regen, und als sich nun gegen Mittag hin der Himmel klärte, verzehrten die vollen Sonnenstrahlen in kürzester Frist Schnee und Eis. Mit dem ersten Athemzuge der wärmeren, reinen Luft, erschallte das schüpp, schüpp der Sperlinge so ganz anders, laut und jubelvoll und so eifrig, als ein Frühlingsgesang, welchen sie während des ganzen Winters niemals hören ließen.

Wir bleiben lauschend stehen. Plötzlich unterbricht den Wettgesang der ganzen Schar ein anderer, durchdringender Ruf. Ein altes Männchen, welches auf dem höchsten Zweige sitzt, hat bemerkt, daß die Köchin drüben auf dem Hofe soeben das Spülwasser ausgegossen. Dorthin eilt nun, der alte Spatz voran, sogleich die ganze Gesellschaft, um die Kartoffelstückchen und dergleichen Brofsamen aufzupicken. Bald aber geht das lustige schiepp, schiepp in ein boshaftes telterell, telterell über, denn einige Raufbolde zanken sich um die letzten Bissen herum. Terrr! erschallt plötzlich ein Warnungsruf, der die ganze kleine Bande in Entsetzen jagt, doch ein langgezogenes schüpp beruhigt sie alsbald wieder. Der alte Spatz hat nämlich sogleich bemerkt, daß es nur eine vorüberfliegende Krähe war, welche ein jüngerer Genosse für einen Raubvogel gehalten.

Nachdem jedes Krümchen sorgfältig aufgeammelt ist, kehren die Sperlinge nach dem Fliederbusch zurück, wo sie im größten Eifer ihr vielstimmiges Frühlingsconcert fortsetzen. Einer sucht den andern zu überschreien und jeder glaubt wol, er sei der tüchtigste Sänger. Wir finden den Spatzengesang allerdings weder wohlklingend noch melodisch, und dennoch freuen wir uns seiner, da er doch zu den ersten Begrüßungen des lieben Frühlings gehört. Gern treten wir aber seitwärts, um das liebliche Lied einer Haubenlerche zu hören, welches vom Siebel einer Scheune herab erschallt. Das Männchen dieses Haubenlerchen-Pärchens ist so in sein Lied vertieft, daß es gar nicht die Krake bemerkt, welche aus der Dachlücke daherschleicht. Doch das Weibchen ruft ein schrilles tillit und nun stiegen sie beide davon. Den Warnungsruf haben aber auch die Spaten vernommen und nun eilen sie schleunigst in der ganzen Schar herbei, um diesen Erbfeind der Vogelwelt zu befehden. Zwar wissen sie wol, daß die Krake ihnen hier nichts anhaben kann; allein sie möchten ihr doch gar gern das Herumstreichen hier verleiden, weil sie ihnen im Sommer die Nester ausraubt. So stürmen sie nun mit entrüstetem terr, terr von allen Seiten herbei und schelten eifrig telterell, telterell, bis endlich dem alten Kater der Lärm doch zu lästig wird und er in die Luke zurückschlüpft. Dann fliegt der

ganze Schwarm wieder nach dem Fliederstrauch, wo sie nun jubelnd einander ihre Heldenthaten zu erzählen scheinen. Während sie aber mit schiep, schiep und schüp, schüp einander zu überschreien suchen, fährt blitzschnell ein Sperber, ihr größter Todfeind, mitten unter die Schar, ergreift einen und schleppt ihn davon zum Schmause. Urpflöglich ist jeder Laut erstorben, nur das schrille Angstgeschrei des armen, bedauernswerthen Genossen erschallt noch und treibt die übrigen in tödtlichem Schrecken zur Flucht in ihre Schlupfwinkel. Für lange Zeit hat der Frühlingsgesang des Spakenschwarms ein Ende; nur trüb-selige Laute lassen sie hören, hin und wieder ein langgezogenes trauriges schüp.

So haben wir hier, in unserer nächsten Umgebung und an einer alltäglichen und wenig beachteten Erscheinung in der Thierwelt, Beobachtungen gemacht, welche uns den unwiderleglichen Beweis dafür geben, daß dieser Vogel allen seinen wechselnden Empfindungen, Freude und Leid u. s. w., Worte oder doch Laute zu geben vermag, welche wenigstens seine Genossen gut verstehen. Aber noch mehr: weiteres Belauschen des Lebens und Webens in der Thierwelt zeigt uns auch, daß einander fern stehende, nicht zu derselben Art gehörende, ja gar nicht mit einander verwandte Thiere sich zu verständigen vermögen.

Einige Monate später, nachdem der Frühling voll und reich eingelehrt ist in der bräutlich geschmückten Natur, setzen wir unsere Thierstudien hier fort. Die Kage ist wiederum aus der Siebellufe auf das Scheunendach emporgestiegen. Mit schrillen zit, zit eilt ihr eine Schwalbe entgegen und wir müssen zugleich den Muth, die Schnelligkeit und Gewandtheit dieses Vögelchens bewundern, welches sich auf den Todfeind stürzt und, ihn in unmittelbarer Nähe immerfort umkreisend, denselben zu verscheuchen sucht. Auf den ersten Ruf eilen die Genossen von allen Seiten herzu, nicht bloß andere Haus- und Rauchschwalben, sondern auch Sperlinge, Bachstelzen und Rothschwänzchen. Sie alle sind an der Vertreibung des Erbfeindes theilhaftig, denn sie haben hier am Sims und Dach, im Gemäuer und Gesträuch ihre Nester mit Eiern und Jungen. Selbst der Haushahn wird aufmerksam und läßt einen zornigen Ruf erschallen, obwohl der Streit doch auf der andern Seite des Daches vor sich geht, so daß er die Kage gar nicht sehen kann: er versteht sehr wohl die Stimmen und Rufe der kleinen Vögel.

II.

Auf der höchsten Spitze eines Birnbaums im

Garten sitzt ein Vogel, den man Würger nennt (weßhalb, werde ich den Lesern ein andermal erzählen); ihn kümmert jener Spektakel gar nicht, denn bis zu seinem Nest, auf einem der höchsten wagerechthaltenden Aeste, kann die Kage nimmermehr gelangen. Aber auch er sorgt mit wachsamster Aufmerksamkeit für die Sicherheit seiner Jungen. Scharf auslugt er, während er unter leisem, gleichsam erwägendem täl, täl den Schwanz auf- und niederschwippt. Ueber ihm tummelt sich eine Schar bunter Tauben, in malerischen Schwenkungen ihre Purzelbäume übend, in der Luft umher. Plötzlich läßt der Würger ein lauterer langgezogenes täl, täl ertönen, und wie durch einen Blitzstrahl getroffen stieben die Tauben auseinander, in Hast und Angst herab in ihren Schlag oder auf das Dach. Der Würger hat nämlich aus unglaublich weiter Entfernung her einen Raubvogel bemerkt, einen Wanderfalk, der aus dem Walde daherschießt um eine Taube zu erhaschen, und sein warnendes täl haben sie zeitig genug gehört, um zu flüchten und sich zu retten. So leben die Tauben mit dem Würger Jahr ein Jahr aus in guter Nachbarschaft beisammen, und sie betrachten ihn als ihren Wächter, welcher sie immer von jedem nahenden Feinde in Kenntniß setzt.

An einem Frühsommertage gehen wir hinauswandern über Berg und Thal, um Vogelnester aufzusuchen. Gute Menschen werden wahrlich nicht so herzlos sein, ein Vogelneest muthwillig zu zerstören oder die Vögelchen unnöthigerweise zu beängstigen. Mit verständiger Vorsicht aber dürfen wir die Nester wohl beschauen. Und es ist in der That ein wunderbar lieblicher Anblick, den die schönen bunten Eier und die kleinen herzigen Vögelchen gewähren. So treten wir im dichten Gebüsch vorsichtig an das Nest einer Graßmücke. Das Vögelchen bleibt ruhig sitzen und blickt uns so vertrauend an, als sei es fest davon überzeugt, daß wir ihm und seinem kleinen Heiligthum kein Leid anthun werden. Es soll sich darin auch nicht täuschen, denn wir legen uns seitwärts auf den Rasen nieder und warten geduldig, bis das Vögelchen von selber sich erhebt, so daß wir seine schön rosenfarbenen Eier sehen können. Wenn aber ein Bube den Vogel vom Nest verscheucht, so mag er sich nur in Acht nehmen. Mit bewundernswerthem Muth sitzt die Graßmücke so lange fest, bis die rohe Hand sie fast berührt; dann fliegt sie plötzlich empor, dem Störenfried wol gerade in's Gesicht, und wehe ihm, wenn ihr scharfer Schnabel sein Auge trifft.

Während wir laut- und bewegungslos auf dem Rasen sitzen, müssen wir wiederum die List und

Berschlagenheit eines andern Vogels bewundern. Ein Buntspecht ist es, welcher fernher aus dem innern Walde mit lautem Jubelruf herbeigeflogen kommt. Plötzlich bemerkt er uns, gerade am Fuße des Baumes, in welchem er seine Nisthöhle gezimmert hat. Er verstummt nicht allein sogleich, sondern er fliegt auch noch eine weite Strecke wieder zurück, um dann erst ungleich vorsichtiger zu nahen. Von Baum zu Baum schlüpft er gleichsam im pfeilschnellen Bogenflug, indem er sich immer an der uns entgegengesetzten Seite des Stammes hält und gewissermaßen um die Ecke lugend nach uns ausschaut. Nun ist er bereits nahe heran, doch weiß er nicht, wie er das Schlupfloch erreichen soll, da dasselbe gerade an der uns zugekehrten Seite des Baumes sich befindet. Nach langer Zeit des vorsichtigen Erwägens vermag er doch nicht länger der drängenden Mutterliebe zu widerstehen. Die hungernden Jungen bedürfen seiner ja, und möglichst hurtig und unmerkbar huscht er in's Nest hinein. Wir werden ihn natürlich nicht stören oder gar seiner Brut berauben, sondern wir wandern weiter.

Wir kommen jetzt in die Nähe eines Försterhauses am Waldestrande und gedenken uns hier durch ein Glas Milch oder Bier zu erlaben. Der alte Jägersmann ist ein großer Thierfreund, und seine ganze Umgebung zeigt, daß er mit allen seinen harmlosen und nützlichen Mitgeschöpfen in Eintracht und tiefem Frieden lebt. Am Sims des Hauses sehen wir Schwalbennester in einer langen Reihe, und damit sie nicht herunterfallen, hat der Alte vorsorglich eine Leiste angebracht. In der Gartenlaube über uns im Gebüsch hat ein Pärchen goldgelbe Bastardnachtigallen, vom Volksmund Titerichen genannt, sein Nest gebaut, und trotzdem diese Vögelchen sonst ziemlich scheu sind, zeigen sie sich doch hier so dreist, daß das Männchen dicht über unseren Köpfen sein munteres Liedchen schmettert. Die Vögel wissen aus jahrelanger Erfahrung, daß weder der Förster noch seine Gäste ihnen jemals ein Leid zufügen. In der Schlafstube des Försters sind durch das offene Fenster noch andere Gäste eingekehrt. Ein Pärchen Gartenrothschwänzchen hat auf der alten Wanduhr sein Nest erbaut, und trotzdem dieselbe mit heftigem Tiktak geht, mit lauten schnarrenden Tönen schlägt und täglich aufgezogen werden muß, so erbrüten und erziehen diese Vögel dort doch glücklich ihre Jungen. Ein Rothkehlchen, welches in der Försterwohnung vor Jahren als Gefangener einen Winter zugebracht hat und dann freigelassen worden, fliegt seitdem vertraulich aus und ein und sucht Brosamen auf dem Tische.

Deutsche Jugend. X.

Alle diese Vögel sind dreist und zahm, denn sie dürfen ja mit Sicherheit darauf vertrauen, daß ihnen hier niemals Uebles zugefügt wird. Das schönste Beispiel eines solchen wohlüberlegten Vertrauens zu ihrem menschlichen Gastfreunde zeigen aber ein Paar Schwalben. Sie nisten am Balken in einem großen Zimmer, welches an jedem Sonntage zur Gaststube für die hierher hinauswandernden Großstädter dient. Trotzdem dann viele Menschen hier um die Tische sitzen, Kaffee und Bier trinken, laut sprechen und lachen, füttern die Vögel ungestört ihre Jungen und fliegen ebenso ab und zu, als wenn die Stube leer ist. Einen ganz besonders interessanten Zug können wir aber noch an ihnen beobachten. Die jungen Vögel verunreinigen nämlich niemals das Zimmer, denn die Alten fangen ihren Urath stets auf und tragen ihn sorgfältig hinaus.

So leben Menschen und Thiere hier verträglich und verständig beisammen. Ausdrücklich müssen wir hervorheben: verständig, denn der alte Förster ist von dem unermesslichen Nutzen und Werth aller dieser Vögel für den Naturhaushalt durchdrungen, er schützt und hegt sie als unsere besten Freunde. Alle seine Gäste wissen es aber, daß sie niemals einem dieser Thiere das geringste Leid zufügen dürfen, wenn sie den alten braven Mann nicht auf das tiefste kränken wollen. Und das wird doch Niemand thun.

Die Vögel aber geben uns hier einen Beweis dafür, daß sie das Entgegenkommen der Menschen wol zu ermesen und sich danach zu richten vermögen. Hier sind sie weder mißtrauisch noch scheu. Ebenso wie die geschilderten, zeigen sich auch die Sperlinge, welche im Dach nisten, und die Buchfinken, deren Nest auf dem Apfelbaum steht; sie hüpfen dicht vor und neben den Gästen umher und haschen die ihnen zugeworfenen Brotkrümchen.

Selbst die Thiere des Waldes haben hier ihre Scheu zum Theil abgelegt. Ein Rebhühnerpaar haust im Hafersfelde dicht am Garten und läuft gegen Abend mit seinen Jungen durch den letzteren unweit der Laube vorbei nach dem Gebüsch am Waldrande. Auch ein Häschen kommt vom Felde wohl bis in den Garten hinein und Rehe treten auf der nahen Wiese äsend heraus.

Dies trauliche, harmlose Nebeneinanderleben der Menschen und Thiere nimmt aber auch hier ein Ende, sobald die Jagdzeit eröffnet ist. Die meisten kleinen Säger aus Feld und Wald sind dann geschieden, um nach wärmeren Gegenden zu ziehen; die übrigen, hiergebliebenen Thiere sind von der Sorge um die Erziehung der Jungen nicht mehr in

Anspruch genommen, sie brauchen also dem Menschen nicht mehr zu nahen. Damals fanden sie nicht allein Nahrung in seiner Umgebung, sondern auch den besten Schutz in seiner Nähe vor den ihnen nachstellenden Raubthieren. Sie wußten beides zu ermessen und legten daher mehr und mehr ihre Scheu ab. Jetzt aber tritt dem Menschen ein unabwendbares Gebot entgegen. Er bedarf der Thiere zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, er braucht ihr Fleisch zur Nahrung, ihre Haut zur Bekleidung u. s. w. Sobald aber die ersten Donnerschläge seiner Mordwaffe erschallen, sobald die ersten Flintenschüsse gefallen sind, ist das harmlose und zutrauliche Begegneten zu Ende. Das Vogelwort

Drum bleib' er lieber hübsch allein,
Herr Mensch, ich mag nicht bei ihm sein,

kommt jetzt wieder zu seiner ganzen, schreckensvollen Bedeutung.

Da zeigen sich uns nun die Thiere in einem ungleich andern Benehmen. Der Förster ist ein einsichtiger Mann, welcher die Thierwelt rings umher nach ihrem Werth recht abzuschätzen weiß. Während er die Spazzen im Frühjahr und Frühsommer schon und ihre Bruten beschützt, verfolgt er sie jetzt un-nachlässig auf den Hafer- und Weizengarben, wo sie nicht geringen Schaden verursachen. Doch auch die Sperlinge haben sich das veränderte Verhältniß gar wohl gemerkt. Bis dahin hüpfen sie im Garten dicht neben dem Alten, selbst wenn er die Flinte über der Schulter hängen oder an seiner Bank stehen hatte; ja einzelne alte Männchen kamen wol auf seinen Tisch, um hurtig Brotkrümchen zu stehlen. Seitdem aber die ersten Schüsse gefallen sind und in ihre Scharen Unheil und Verderben geschleudert haben, da flüchten sie mit entrüstetem Schrei von dannen, sobald er nur naht. Ja, wenn die Spazzen in der Gartenhecke mit gemüthlichem schüp und schiep beisammen sitzen und nur die Thür des Försterhauses knarrt, so erschallt sofort ein warnendes terrr und jeder andere laut verstummt. Tritt dann aber anstatt des Alten die Försterfrau oder eins der Kinder heraus, so ist die Gemüthlichkeit der Spazzen sogleich wieder hergestellt. Und noch mehr: der Förster kann selber kommen; wenn er nur das ungeliche Feuerrohr nicht in der Hand trägt, so machen sie sich nichts daraus. Sie wissen ihn mit oder ohne Flinte vortrefflich zu unterscheiden.

III.

Wenn dann der Winter eingekehrt und mit ihm

die Noth gekommen ist, wie bei den armen Menschen so auch bei den Thieren, dann können wir wiederum andere Züge aus dem Seelenleben der Vögel be-lauschen. Eine Anzahl gefiederter Bewohner der Fluren und Felber, die sonst dem Menschen niemals gern nahen, kommen jetzt, von der Noth getrieben, in die Dörfer und Städte hinein, und wie mannig-faltig verschieden zeigen sie sich hier in ihrem Benehmen!

Ein Goldammer, jenes schlicht und doch so prächtig gefärbte, allbekannte Vögelschen, weiß sich in der Noth gar nicht zu fassen. Unbeholfen und gierig tappt es umher und geräth nur zu leicht in die Schlinge des Vogelfängers. Auch der Grünling oder Grünfint läßt sich leicht fangen, weil er nicht klug genug ist die Gefahr zu ermessen. Dasselbe Schicksal haben die Kohl- und Nonnenmeisen; zwar sind sie sehr pfiffig und gewandt, und wenn sie dennoch un-schwer gefangen werden können, so liegt dieß viel mehr in einer gewissen Harmlosigkeit begründet. Anders zeigt sich die Haubenlerche; mit Schlingen, Leimruthen oder einer andern der gewöhnlichen Fang-vorrichtungen läßt sie sich nimmermehr überlisten. Und noch bei weitem übertrifft sie der Sperling. Für einen alten, so recht geriebenen und durchtriebenen Spaz giebt es in der That gar kein Mittel der Ueberlistung. Sämmtliche Fangwerkzeuge kennt er in- und auswendig, und stets zur rechten Zeit weiß er auch seine jüngeren Genossen zu warnen.

Wer noch daran zweifeln wollte, daß „auch das Thier Verstand“, d. h. Erwägung und Ueberlegung und das Vermögen Erfahrungen zu machen hat, der betrachte nur recht aufmerksam und anhaltend einen alten Spaz. Wenn im Frühjahr die Zuckerbirnen-Keime sprießen, im Frühsommer die süßen Kirchen reifen, da hält ihn wol so leicht nichts von dieser Schmauserei zurück. Selbst das, was ihm am fürchter-lichsten erscheint, langgezogene weiße Fäden, glitzernde Spiegelglasstückchen, knisterndes Rauchgold — er lernt es alles, alles kennen und abschätzen. Seiner Schlaueit und Erfahrung hält nichts Stich. Und nun erst gar die gewöhnlichen Verschleichungsmittel — mit ihnen scheint er förmlich Spott und Hohn zu treiben. Wer hätte es noch nicht gesehen, daß auf einer sogenannten Vogelscheuche ein Spazzen-schwarm sich fröhlich niedergelassen. Ja, kürzlich hat ein Landwirth auf dem Felde in einer Tasche des alten Rodes, welcher zur Ausstattung des fürchter-lichen Strohmannes diente, — ein Nest voll junger Sperlinge gefunden.

IV.

Sohn

Julius Lohmeyer.

Illustrirt von H. Lüders.

Der Sohn eines befreundeten Gutsbesizers in Westpreußen war von der nahen Gymnasialstadt zu den Ferien nach Hause gekommen. Zu seiner nicht geringen Freude fand er sein väterliches Haus reich bevölkert von liebem Besuch aus der Hauptstadt. Die Familie des Betters nahm allen im Hause noch verfügbaren Raum für sich in Anspruch, und so mußte Alfred in dem kleinen buschversteckten Gartenhaus seine Wohnung aufschlagen, welche er, der größern Freiheit und Unabhängigkeit wegen, die ihm „sein Indianerzelt“ gewährte, mit unverkennbarem Vergnügen bezog. Hier war er Herr und König.

Bald hatte sich sein ganzer Hofstaat in dem hübschen Häuschen eingefunden, das von einem Kreise uralter Bäume umgeben war. Auch seine langohrigen Kaninchen und Jakob, der Kabe, hatten in dem lustigen, säulengetragenen Vorraum seiner Villa ihre Hoflager aufgeschlagen.

Alfreds große Neigung zu Allem, was da flucht und krecht, war längst bekannt. Er war mit allen Thieren des Hofes vertraut, und lebte mit Hunden und Katzen, Pferden und Kühen, Ziegen und Kaninchen, so zu sagen, auf du und du. Selbst von dem Hühner- und Gänsevolk, das den Hof bevölkerte, war ihm jedes einzelne Thier genau bekannt.

Er hatte das liebevolle und aufmerksame Auge für die kleinen Unterscheidungsmerkmale, Eigenthümlichkeiten und Gewöhnungen jedes einzelnen Thieres, das ihn befähigte sich mehr als irgend ein Anderer in seiner Umgebung, in das Denken und Fühlen, die Freuden und Leiden der Thiere zu versetzen. Er verschmähte es daher auch entschieden, Thiere in der Gefangenschaft zu halten.

Alfred sorgte gewissenhaft für seine Thiere. Er konnte keines leiden sehen. Bemerkte er an einem irgend welche auffällige Miene oder Bewegung, die ihm einen Schmerz oder ein andauerndes Unbehagen des Thieres verrieth, so ruhte er nicht, bis er das etwaige Uebel entdeckt, und womöglich wieder beseitigt hatte. Dabei half ihm sein erfahrener Vater treulich.

Die Thiere mußten bald ein Gefühl dafür gewinnen, daß ihr junger Freund ein Herz für ihr Behagen und ihre kleinen Leiden habe, kannten daher

auch vor ihm keine Furcht, und besonders hingen die Hunde und Katzen des Hauses mit einer Art von zärtlicher Verehrung an Alfred.

Vor Allem vermochte Cäsar die Trennung von seinem Freunde schwer zu ertragen. Er mußte stets an die Kette gelegt werden, wenn Alfred zur Stadt zurückkehrte. Einstmals wurde er, etwa eine halbe Stunde nach der Abfahrt des Knaben, wieder von seiner Kette befreit. Cäsar verschwand alsbald und kehrte auch am Abend nicht auf den Hof zurück. Am andern Morgen, als Alfred das Haus des Onkels eben verließ, um zur Schule zu wandern, fand er Cäsar vor der Thüre sitzen. Das Haus war diesem, durch öftere Besuche seines Herrn in der Stadt, längst bekannt. Mit jubelndem Bellen und Gewedel begrüßte er den Knaben, der ihn nun, zu seinem nicht geringen Schmerz, durch einen Diener wieder heimbringen lassen mußte.

Ich gebe hier diese kleinen Beobachtungen genau nach den Angaben, welche mir die Mutter des Knaben, bei einem meiner Besuche machte, als ich mit ihr in behaglichem Geplauder den Garten durchschreitend, eben an jenem „Indianerzelt“ Alfreds angekommen war, von dem ich bereits früher schon gehört hatte.

Das Gartenhaus blieb fortan Alfreds Wohnung in allen Ferien. Er ließ sich dieses Freiheitsasyl nicht mehr nehmen, und richtete es sich mit allen seinen kleinen Sammlungen, Apparaten, Büchern und Arbeitsgeräthen in freundlichster Weise ein.

Schon am frühen Morgen wimmelte es vor seiner Thüre von lustig piependem Spazenvolk, das gewöhnt war hier seinen Morgenimbis zu empfangen und ziemlich unverschämt zu raisonniren begann, wenn ihr Freund einmal später erschien als sonst. Trat er endlich heraus, so ließen auch die Tauben nicht auf sich warten.

Der treue Cäsar, der hie und da wegen mancherlei unbedeutender Vergehen von den Knechten kleine Züchtigungen empfing, versäumte nie nach einer solchen, heftig klagend und Beschwerde führend, vor die Wohnung unseres jungen Alleinherrschers zu laufen.

Cato, der schöne Kater, fing keine Maus, ohne sie vor seinen Liebling hinzulegen und sich lohnende Schmeichelworte für seine Heldenthat von ihm zu holen, und schnurrte dann erst eine Weile fröhlich, bevor er sich den frischen Braten munden ließ.

Die kleine Miez, Cato's Aelteste und Alfreds Freundin, war, nachdem sie auf dem Hofe ihre Erziehung vollendet hatte, bei der befreundeten, etwa eine achtel Meile entfernt wohnenden Pastorin in Dienste getreten und hatte sich wohl einen Monat

lang nicht mehr auf dem Gute sehen lassen. Da fand Alfred eines Morgens das Käzchen wimmernd vor seiner Villa auf den Stufen der Treppe liegen. Es ließ sich geduldig von ihm aufnehmen und streicheln, so scheu es sich sonst benahm. Bald entdeckte der

der Tiefe des Gartens lag, senkte sich die grüne Wiesenmulde herab, in welcher zumeist die Gänse weideten. Eines Tages bemerkte Alfred, durch ein ängstliches Schnattern aufmerksam gemacht, daß die Thiere in rathloser Hast nach den Büschen flüchteten,



Knabe, daß sein rechter Hinterfuß gebrochen war. Hatte sich das Thier in seinem Schmerz seines alten Wohlthäters erinnert, der ihm früher schon einmal den verletzten Vorderfuß verbunden und geheilt hatte? Bei Allen, welche die Verhältnisse hier kannten, stand dieser Zusammenhang außer Frage.

Dicht hinter dem Lusthäuschen, das ziemlich in

welche den Garten umgaben. In diesem Augenblicke gewahrte er schon die Weihe, die aus der Höhe herniederzuschiefen drohte, um eines der jungen Gänsechen zu ergreifen, die sich nun angstvoll unter die Flügel der Mutter schmiegeten. Mit seinem Messer einen Weidenzweig rasch abschneidend, war er in einem Nu über den, an dieser Stelle sehr niedrigen

Zaun gesprungen, und stand nun als ritterlicher Schützer bei der sich fürchtam niederduckenden Alten. Der Raubvogel ließ nun natürlich von seiner Verfolgung ab.

Während des ganzen Sommers, als unser Freund längst schon wieder in der Stadt über seinem Xenophon schwitzte, beobachteten die Leute auf dem Hofe, daß jedesmal, wenn sich wieder ein Raubvogel zeigte, die Gänsemutter mit ihren Jungen, in aufgeregter Hast durch den Zaun drängend, sich in die Gegend des Gartenhäuschens flüchtete, von der ihnen damals der Schützer zu Hülfe gekommen war, und wo sie ihn wohl auch nachher noch häufiger gesehen hatten.

Der Knabe betrachtete die Thiere, da es ihm an Spielgefährten auf dem Gute mangelte, besonders seine beiden Hunde, vollständig als seine Kameraden,

mit denen er, oft ganz unbewußt, sprach, die er lobte und tabelte, und war fest davon überzeugt, daß er von ihnen verstanden würde.

Welch eine Fülle von Unterhaltung und reiner Freude bot ihm dieser Verkehr mit seinen Thieren; und auch euch, meine jungen Freunde, wird der Umgang mit den Thieren und die Beobachtung ähnlicher Züge wie die hier mitgetheilten, zu einer Quelle des Genusses und der Naturerkenntniß werden, wenn ihr euch ohne Vorurtheile, die euch den Sinn verschließen, mit gemüthvoller Aufmerksamkeit in das Geistesleben der Thiere vertiefen wolltet, deren Denk- und Empfindungsvermögen viel höher steht, als wir gemeinhin in geringschätzender und oft liebloser Weise anzunehmen geneigt sind.



Auf steig' ich zum Hügel mit raschem Schritt,
Eine Lerche schenkt auf mein lauter
Tritt,
Wie kletternd steigt sie in die Luft,
Bald ist sie verschwunden im blauen
Dust.
Doch weithin tönt durch Feld und Aue
Ihr freudejauchzendes Frühlingslied,
Bis aus dem sonnengoldnen Flor
Einstimmt der jubelnden Schwestern
Chor.
Es flötet die Amsel dazu im Hag,
Der Finkle schmettert mit hellem Schlag,
Und auf den bunten Wiesen ringsum
Der emsigen Bienen trautes Gefumm!

Im Wonnemonat.

Von

Friedrich Gull.

Initial von Fedor Klinger.

Von Blüthen träufen Baum und Strauch,
Ich athme würzigen Blumenhauch.
Und der rauschende Wald und der wallende See,
Und die fernern Berge im flimmernden Schnee,
Und die schwellenden Saaten weit und breit —
O du fröhliche, selige Frühlingszeit!
O du schöne Welt, aller Wunder voll,
Ich weiß nicht, wie ich mich fassen soll!
Nichts Andres vermag ich, als tief mich zu neigen
Und still anbetend und staunend zu schweigen.

Und sachte gehn der Engel Spuren,
Wie sie mit heil'gen Liebes Händen
Hinwandeln leise durch die Fluren
Und allum Himmelsseggen spenden.



Von Friedrich Güll.

1.

Mit O ein Bau, zierlich und lustig,
Von Ranken rings umwoben dufstig;
Mit K ein Bau mit dünnen Wänden,
Schwank aufgetürmt von zarten Händen.

2.

Mit l am Ende bin ich ein Fisch,
Beliebt auf des reichen Mannes Tisch;
Mit r ein Fürst in der Vögel Reich,
Dem keiner kommt im Fluge gleich.

3.

Mit d bin ich ein lieblicher
Anmuthiger Gedanke,
Mit r ein Urtheil ernst und streng
In des Gerichtes Schranke.

4.

Ist's die Ladung des Soldaten,
Ist er mehr als schlimm berathen;
Ist's des Mädchens Feiertleid,
Thut's ihr und der Mutter Leid.

5.

Wenn in der heißen Männerschlacht
Es ringsum prasselt, bligt und kracht,
Dann reiß' ich ganze Glieder,
Wie Sichel die Schwaden, nieder.
Mit d statt t ein Bürstenkamm,
Entwirr' ich die Wolle vom Schaf und Lamm,
Daß man sie mühlos spinnen kann
Und gleiches Garn gewinnen kann.

Von F. v. Freiburg.

1.

Behn Unterthanen weiß ich,
Sind die nur gut regiert,
D dann wird flink und fleißig
Geschafft und ausgeführt.
Sie bauen Prachtpaläste
Und Häuser groß und klein;
Sie schreiben auch auf's beste,
Und spinnen zart und fein.

Was Großes nur auf Erden
Und Gutes ist geschehn,
Was noch gethan soll werden —
Sie sind dabei, die Behn!
Doch — wenn ihr Herr nicht recht ist —
Wohl arg und böß sogar,
Was häßlich und was schlecht ist,
Vollbringt dann jene Schaar.

Weil du sie selbst regierest,
Die stets dir unterthan,
Sorg', daß du brav sie führest,
Zum Guten leit' sie an:
Damit von dir auf Erden —
Sei's auch im kleinsten Kreis —
Was Rechts geschafft mag werden
Durch deiner Diener Fleiß.

2.

Das Sandkorn gilt nicht als der Größe Zeichen,
Ich kann mich seinem Umfang nicht vergleichen;
Weit edler bin ich nur als jenes Nichts:
Ein schwebend Kind bin ich des hellsten Lichts!

Auflösung der Räthsel Seite 30.

Räthsel von Friedrich Güll.

- 1. Hade, Haten.
- 2. Rodknöpfe, Stockknöpfe.
- 3. Granit, Granat.

Räthsel von Julius Lohmeyer.

- 1. Pinsel.
- 2. Thekla, Hella.
- 3. Wolfsmilch.



von Robert Löwike.

Zu den folgenden Knackmandeln werdet ihr ein Dominospiel von 28 Steinen, also von blank bis 6 brauchen. Jeder, der ein solches nicht zu Hause hat, kann sich leicht einen ausreichenden Ersatz dafür verschaffen. Er nehme nur einen Bogen Papier und schneide 28 Streifen von der Größe und Form eines Dominosteines. Dann theile er jeden Streifen durch einen Bleifederstrich in zwei Felder und bezeichne auf allen Feldern die Augen durch Punkte.

I.

Ich nehme also ein solches Dominospiel und lege 4 beliebige Steine fort. Von den 24 Steinen, welche ich übrig behalte, bilde ich 3 Häufchen; aber die Zahl der Steine in allen dreien ist verschieden, und ihr möget nun versuchen, dieselbe mit Hilfe folgender Angabe heraus zu finden.

Legt ich von den Steinen des ersten Häufchens so viele auf das zweite, als sich bereits in demselben befinden, und dann von den Steinen des zweiten Häufchens so viele auf das dritte, als schon in diesem letzteren liegen, so ist die Zahl der Steine in den drei neu entstandenen Häufchen gleich.

Wie viel Steine sind nun ursprünglich in jedem der drei Häufchen gewesen?

II.

Sucht nun einmal in dem ganzen Dominospiel sämtliche Doppelsteine heraus und seht zu, auf wie viele Arten und durch welche Zusammenstellungen ihr mit drei Doppelsteinen als Summe der Augen die Zahl 20 erhalten könnt.

III.

Legt nun einmal alle Doppelsteine fort und bildet aus den 21 Steinen, welche ihr übrig behaltet, 7 Häufchen von je 3 Steinen. Achet aber darauf, daß ihr als Summe der Augen in jedem der 7 Häufchen die Zahl 18 erhaltet. Außerdem sollen die 3 Steine des ersten Häufchens unter einander eine gleiche Summe der Augen haben, die 3 Steine des zweiten Häufchens sollen einzeln dieselbe Summe der Augen zeigen, wie die des dritten, und ebenso auch die drei Steine des vierten Häufchens einzeln dieselbe Summe der Augen, wie die des fünften Häufchens. Welche Steine werden dann in jedem der 7 Häufchen sein?

IV.

Laßt nun noch einmal die Doppelsteine fort und bildet aus den 21 Steinen, welche ihr übrig behaltet, wiederum 7 Häufchen von je 3 Steinen. Jetzt aber soll die Summe der Augen in den einzelnen Häufchen nicht gleich, sondern in allen verschieden sein, und zwar sollen die Augen der 3 Steine des zweiten Häufchens zusammen um 3 größer sein als die des ersten, die Augen der Steine des dritten Häufchens zusammen um 3 größer als die des zweiten u. s. f., so daß also die Summe der Augen eines jeden Häufchens um 3 größer ist als die des vorhergehenden. Zugleich soll darauf geachtet werden, daß entweder in dreien von den sieben Häufchen die 3 Steine unter einander eine gleiche Summe der Augen haben, oder daß in sechs von den sieben Häufchen je 2 Steine eine gleiche Summe der Augen zeigen. Wie müssen die Steine bei der ersten, wie bei der zweiten Zusammenstellung gruppiert werden?

Auflösung der Knackmandeln Seite 31.

I.		II.		III.	
W	a	F	a	G	a
a	g	a	l	b	r
a	d	i	n	r	o
g	l	e	s	a	d
n	i	e	i	f	e
a	r	d	a	r	d
e	r	a	l	e	r
r	e	l	e	r	n
r	e	o	r	a	n
r	e	r	i	n	d
t		e	n		
		t			